DAN SHOCKER's

Macabros



Nr. 69

DM 1.50

Österr. S 12; Schweiz Fr. 1.50
Schwed. Kr. 3.50 incl. moms
Italien L 600; Spanien Pts 60
Printed in Germany

GIGANTOPOLIS – ALPTRAUMSTADT



Nr. 69

Gigantopolis – Alptraumstadt

(Apokalypta-Zyklus – 2. Teil)

Klirrende Kälte stieg von den Fußknöcheln bis in seine Brust.

Rani Mahay hatte das Gefühl, als würde Eiswasser durch seine Adern fließen. Etwas, was er nie zuvor erlebt hatte, ereignete sich.

Er erstarrte zu Stein!

Sein Hirn war vollkommen klar, und er begriff die ungeschminkte, grausame Wahrheit.

Apokalypta, die »ewige Unhellbringerin«, in deren Machtbereich der Inder und Arson, der Mann mit der Silberhaut, eingedrungen waren, hatte ihre Nähe registriert und erkannt, daß von diesen beiden mutigen Männern eine Gefahr ausging.

Die blutsreine Dämonin setzte sofort ihre magischen Kräfte ein, um Rani und Arson an allem zu hindern, was ihre Pläne hätte zu Fall bringen können.

Ihre Absicht war es, ihren größten Widersacher in dieser Zeit, nämlich Kaphoon, durch jenen Mann ausschalten zu lassen, der als Björn Hellmark in einem späteren Jahrtausend wiedergeboren werden sollte.

Durch einen klugen Schachzug war es ihr gelungen, Hellmark in ihren Palast, in diese ferne Zeit Xantilons, zu locken, ihn durch magisch-hypnotische Kräfte zu beeinflussen und dazu zu bringen, daß er nicht von ihrer Seite wich und in ihr das Glück seines Lebens sah. Björn Hellmark war bereit, alles für diese Frau zu bieten. Sogar - sein Leben…

Rani versuchte, seinen Kopf zur Seite zu drehen. Das Gefühl der Kälte und Steifheit hatte innerhalb weniger Sekunden seinen ganzen Körper ergriffen. Mit ungeheurer Willenskraft brachte er es gerade noch fertig, den Kopf so weit zu drehen, daß er aus den Augenwinkeln heraus seinen Begleiter Arson sehen konnte.

Arson erging es nicht besser als ihm. Der Freund aus der Zukunft, der Mann mit der Silberhaut, stand eine gute Armlänge von ihm entfernt auf der anderen Seite des Vorhangs neben dem großen Fenster, das auf den Balkon führte, von dem aus man einen Blick über die Weite der hügeligen, trüben Landschaft hatte, die sich bis zum Horizont erstreckte.

Es war eine unwirkliche, fremdartige Welt, die Mahay durch das Fenster wahrnahm.

Dort unten hatte sich vorhin ein schwerer, ungleicher Kampf abgespielt zwischen tausenden von mutigen Rebellen, die, mit einfachsten Waffen versehen, versucht hatten, den Palast der Dämonin Apokalypta zu stürmen.

Durch einen wahren Giganten, durch Apokalypta selbst, waren sie daran gehindert worden.

Apokalypta war als Kriegsherrin auf einer riesigen Echse, in eine eiserne Rüstung gekleidet, auf dem Gelände vor der Burg aufgetaucht

und hatte die Ankömmlinge durch ihr Auftauchen so in Panik versetzt, daß die in hellen Scharen davonliefen.

Viele Tote lagen noch jetzt auf dem Schlachtfeld.

»Arson…«, entrann es Rani Mahays Lippen wie ein Hauch. Es war erstaunlich, daß der zu Stein werdende Inder noch jetzt die Kraft fand, diese Worte herauszupressen. »Vorhin… Kaphoon… er hat doch etwas… gesagt… als die Gigantin auftauchte…«

Mahay atmete flach. Jedes Wort wurde ihm zur Qual. Man sah dem Inder förmlich an, wie er sich bemühte, sich zu sammeln. In den Augen spiegelte sich der Ausdruck der Angst. Mahay versuchte seine Kräfte gegen die Macht aufzubieten, die ihn hier ketten wollte. Er wollte nicht glauben, daß es seiner Widersacherin so einfach gelang, sie hier festzuhalten, ohne auch nur Hand an sie zu legen.

Blitzschnell rasten vor seinem geistigen Auge noch mal jene Szenen vorüber, die er in den letzten Minuten erlebt hatte, er versuchte sich alles ins Gedächtnis zurückzurufen, was er gehört hatte.

»Er stellte es… als eine Erscheinung… hin«, vernahm er wie aus einer weiten Ferne die Erwiderung seines Begleiters Arson. »Aber Kaphoon muß sich getäuscht haben… noch jetzt liegen doch die Toten… auf dem… Schlachtfeld…«

Rani nickte.

Ja, das war unübersehbar.

Es gelang ihm gerade noch mit einem kurzen, scharfen Ruck seinen Kopf so weit zu drehen, daß er einen Blick über die geschwungene Balkonbrüstung erhaschte. Dort hinten am Horizont zeigten sich die schemenhaften Umrisse einer bizarren, grotesken Stadt.

Verschwommen, hinter diffusen Nebeln, erkannte er die lanzenförmigen Türme, die dicht standen und steil und hoch in einen sich zu Wolken ballenden Himmel ragten, der sich unwirklich und aufquellend über dieser Stadt zeigte.

Die einzelnen Säulen und Türme waren durch verschlungene und gewundene Brücken und Straßen miteinander verbunden, als würde der ganze Komplex aus einem einzigen Stück bestehen.

Es schien, als könne eine einzelne Straße oder ein einzelner Turm gar nicht stehen ohne die anderen…

Dies war – Gigantopolis, die rätselhafte Stadt, in der Apokalypta residierte. Aus dem, was Rani und Arson nach ihrem Eintreffen hier beobachtet und gehört hatten, glaubten sie sich ein Bild von Apokalyptas Welt machen zu können.

Apokalypta war eine der herrschenden Dämoninnen, die im Auftrag der Dämonengöttin Rha-Ta-N'my auf der Erde – in diesem Fall auf Xantilon - weilten, um ihren Machtbereich auszudehnen und die, die guten Willens waren, auszurotten.

Arson und er waren, nachdem sie den magischen Kreis in einer

bestimmten Halle der alten Burg betreten hatten, offensichtlich in die ferne Vergangenheit geschleudert worden. Es gab, wo es um die Dämonen und bösen Geister ging, wo Molochos und alle mit Namen versehenen und namenlosen Schergen der Rha-Ta-N'my ihre Hände im Spiel hatten, immer wieder solche rätselhaften Fallen, die über das Begriffsvermögen eines Menschen hinausgingen.

Und aus jenen Zeiten, aus dem Beginn der Erdentage, schienen auch all die Sagen und Legenden zu stammen, die von den bösen Mächten herrührten und in denen die meisten wiederum eben nur Sagen und Legenden sahen… In vielen Fällen, oft verbrämt, handelte es sich bei ihnen um nichts weiter als um Tatsachenberichte.

Vom Palast Apokalyptas lösten sich zwei Berittene.

Der Mann, hochaufgerichtet, hager, mit schwarzem Umhang, der wie eine Fahne hinter ihm herflatterte, war Tantor, Apokalyptas Vertrauter.

Die Frau an seiner Seite war die Dämonin. Auch sie trug einen Umhang, der ihre vollendete Figur umflatterte. Dieser Umhang war rot. Wie Blut…

Apokalypta und Tantor, in dem Rani Mahay einen Vertrauten der schwarzen Priester vermutete oder einen Verbindungsmann zwischen Mensch und Dämon zu sehen glaubte, preschten in scharfem Galopp über die unwirkliche Landschaft Richtung Stadt, in deren Nähe auch Kaphoon und Björn Hellmark verschwunden waren.

Dann wurde es dunkel vor Rani Mahay. Seine Augen waren unfähig, noch etwas aufzunehmen.

Die Versteinerung ergriff von seinem ganzen Körper Besitz.

*

Der Himmel war blau, kein Wölkchen zeigte sich. Doch es wurde schon Abend.

Die Luft war kühl, aber die beiden Reiter, die über den dicht von Bäumen gesäumten Pfad kamen, trugen dicke Rollkragenpullover und merkten nichts davon.

Die Sonne stand bereits tief. Die Bäume warfen lange Schatten, und schmale, schräge Lichtbahnen sickerten durch das Blattwerk der belaubten Wipfel.

Dort schimmerte es gelb, grün und braun. Der Herbst zeigte seine ersten Ansätze.

Der junge Mann zügelte plötzlich sein Pferd und hielt.

Sein gleichaltriger Begleiter folgte seinem Beispiel.

»Was ist denn los, Jim?« fragte der Dunkelhaarige.

»Hörst du es nicht?« entgegnete Jim Conetti und blickte sich irritiert nach allen Seiten um. »Es scheint von überall zu kommen«,

bemerkte er rätselhaft.

Stan Olsons Augen verengten sich. Jetzt hörte auch er, was sein Begleiter schon einige Sekunden früher wahrgenommen hatte.

Pferdegetrappel…

»Es hört sich an, als ob eine ganze Armee unterwegs ist«, sagte er unwillkürlich.

»Genau«, entgegnete Conetti einsilbig. »Ich hab' schon gedacht, ich spinn'. Es ist doch eigentlich ausgeschlossen, daß außer uns noch andere Reiter unterwegs sind…«

Das Ganze war in der Tat äußerst rätselhaft.

Stan Olson kam aus Philadelphia. Er hielt sich seit vierzehn Tagen auf Conettis Ranch auf, die zu den größten hier im Süden zählte. Zur Farm gehörten riesige Ländereien und Äcker und ganze Waldabschnitte, die sich seit rund hundertfünfzig Jahren im Familienbesitz befanden.

Wollte man sich einen Eindruck vom Umfang des Conettibesitzes machen, mußte man im Morgengrauen aufbrechen, und erst bei Sonnenuntergang würde man in etwa alles gesehen haben.

Zwischen den Familien der Conettis und Olsons bestand seit Jahrzehnten eine enge Freundschaft. Stan Olson war bereits als Junge des öfteren hier im Süden gewesen, und es hatte ihm Spaß gemacht, auf den Äckern und Feldern mitzuarbeiten, dabei zu sein beim Einbringen der Ernte und dann wieder stundenlang auszureiten, was mit zum Schönsten zählte, das er sich denken konnte.

»Vielleicht hat dein Vater ein paar Leute losgeschickt, um uns suchen zu lassen«, sagte Stan Olson unwillkürlich.

»Unsinn«, entfuhr es Jim Conetti unwillkürlich etwas schärfer, als er eigentlich wollte. »Ich versteh' das nicht... außer uns ist doch hier kein Mensch unterwegs. Das ist ein umzäunter Privatwald, und außer unseren Reitern kommt doch niemand sonst hierher. Das wäre ja das Neueste. Komm…«, stieß er plötzlich hervor und gab seinem Pferd unwillkürlich die Sporen, das einen Satz nach vorn machte. »Wir sehen uns das mal aus der Nähe an…«

Der Pfad war breit genug, so daß beide bequem nebeneinander reiten konnten.

Die Bäume standen dicht, von den Ästen löste sich das herbstliche Laub und fiel raschelnd durch die Zweige.

Zwischendurch hielt Jim Conetti mehrere Male, hob lauschend den Kopf und starrte atemlos in die Umgebung. Er war sich nicht ganz sicher darüber, von woher das Pferdegetrappel kam.

»Einmal meint man, es kommt von links – ein andermal von rechts«, knurrte er. »Dann wieder scheint es von vom oder hinten zu kommen…«

»Es kommt aus allen Richtungen gleichzeitig«, fügte Stan Olson

hinzu.

Unwillkürlich warf Conetti einen Blick zurück. »Sie kommen von dort. Wir reiten genau in die verkehrte Richtung. Die ganze Schwadron kehrt…«

Stan Olson wollte noch etwas sagen. Doch Jim Conetti wendete sein Pferd und ritt im Galopp den Weg zurück.

Olson konnte sich – ebenso wie Conetti – keinen Reim darauf machen, wer außer ihnen jetzt noch zu Pferd unterwegs sein sollte. Auf der Farm gab es zwei weitere Reittiere, aber das war auch alles. Und selbst wenn die ihnen jetzt entgegenritten, konnten sie nicht einen solchen Lärm verursachen, wie er zu hören war.

Der Boden dröhnte und vibrierte unter den Hufen der Pferde.

Die beiden jungen Männer preschten durch den abendlichen Wald und erreichten nach wenigen Minuten einen sanft abfallenden Hügel, auf dem eine kleine Baumgruppe stand und von wo aus man einen Blick in das wellenförmige Tal genoß.

Genau am Rand des Waldes ereignete es sich: Jim Conetti und Stan Olson sahen die Reiter, die sie die ganze Zeit über gehört hatten.

Sie preschten aus dem dämmrigen Waldstück und jagten wie Schatten auf sie zu.

Es waren genau sieben.

Die Pferde waren pechschwarz, ebenso die Reiter, die schwarze Rüstungen trugen und das Visier zugeklappt hatten.

Olsons und Conettis Pferde wieherten laut und erschreckt, schlugen aus und waren voller Unruhe.

Es fiel den beiden Männern schwer, die Tiere unter Kontrolle zu halten.

»Was ist denn das, Jim?« entfuhr es Stan Olson.

Der junge Mann aus Philadelphia starrte auf die Reiter, die wie eine Geistererscheinung aus dem Schatten des dämmrigen Wäldchens tauchten.

Und es waren Geister!

Aber das konnten Jim und Stan – zu dieser Zeit jedenfalls – noch nicht wissen.

Es waren die sieben Todesboten der Apokalypta!

Die Luft um sie herum war erfüllt von einem gespenstigen Dröhnen, vom Schnauben der Tiere und vom Klirren der schweren Rüstungen, in die die Fremden gehüllt waren.

Jim und Stan kam es so vor, als ob sie in eine andere Zeit, an einen anderen Ort versetzt worden wären.

»Jim!« Wieder war es Olson, der dem Freund etwas zurief. Die Stimme des jungen Mannes überschlug sich und wurde schrill. »Sieh dir das nur an! Um Himmels willen – so etwas gibt es doch nicht! Die berühren ja mit ihren Hufen nicht mal den Erdboden!«

Jim Conetti saß im Sattel wie festgewachsen.

Er sah, was auch Stan sah, und wollte etwas erwidern. Doch dazu kam er nicht mehr.

Das Grauen schnürte ihm die Kehle zu, als er sah, welche furchtbaren Dinge sich vor seinen Augen ereigneten.

Zwei Reiter waren jetzt auf Stans Höhe. Mit einer scharfen, ruckartigen Bewegung rissen sie ihre Schwerter aus der Scheide. Die Waffen waren so schwarz wie ihre Rüstungen, sie schienen aus dem gleichen Stahl geschmiedet.

»Weg hier!« entrann Conettis Kehle ein Aufschrei. Er selbst registrierte das nicht, so fieberten seine Sinne, so sehr hatte das Entsetzen ihn gepackt.

Die beiden schwarzen Geisterreiter ließen ihre Schwerter in einer ausholenden Bewegung durch die Luft sausen und schlugen dann zu.

Beide trafen auf Anhieb.

Sowohl Olsons Pferd wurde getroffen als auch der junge Student aus Philadelphia.

Stan Olson kippte mit dem zu Boden gehenden Pferd zur Seite auf weichen, belaubten Boden, während Jim Conetti seinem Reittier die Sporen gab und mit der Peitsche wie wild auf das völlig verstörte und zitternde Tier einschlug.

Mit harter Hand riß er es herum.

Was nicht sein durfte, war Wahrheit geworden. Etwas völlig Irreales war in die Realität dieser Welt eingebrochen und drückte ihr seinen Stempel auf.

Tausend Fragen jagten sich in Conettis Gehirn. Er begriff die Welt nicht mehr und fand keine Erklärung für das Geschehen, für den Tod des Freundes, der lautlos zu Boden sank, von einem Schwert durchbohrt…

Conetti kam sich vor wie in einem Traum.

Er hoffte, so schnell wie möglich zu erwachen – doch das geschah nicht. Er blieb der Gefangene dieses furchtbaren Traums.

Sein Pferd gebärdete sich wie toll. Es jagte im Galopp davon, und Conetti lag tief auf den Hals des Tieres gebeugt, um so wenig wie möglich Widerstand zu bieten.

Gehetzt warf er einen Blick zurück, während sie an den Baumreihen entlangjagten, hinaus ins freie, hügelige Land und den Hügel empor, hinter dem die Talsenke begann und wo schließlich auch die Farm lag.

Das Gebäude mußte er unbedingt erreichen. Dort war er sicher und konnte Hilfe herbeirufen, die mit diesen Verrückten nicht lange fackelte.

Jim Conetti dachte in diesen Sekunden weder an etwas Übernatürliches, noch an etwas Okkultes. In seine fiebernden Sinne

schlich sich der Gedanke, daß es sich hier um eine Horde Jugendlicher handelte, um Rocker, die sich verkleidet hatten und ahnungslose Spaziergänger oder Reiter überfielen.

Sie mußten über bestimmte Gewohnheiten der Farmgäste und der ständigen Bewohner bestens informiert sein.

Aber warum taten sie das? Warum tauchten sie auf und mordeten ohne Sinn einfach einen Menschen?

Dann wieder die geheimnisvolle Feststellung, daß die Pferde den Boden überhaupt nicht berührt hatten!

Ganz deutlich hatte er es gesehen…

Da stimmte doch überhaupt nichts mehr.

Wurde er schon verrückt? Waren seine Sinne so verwirrt, daß er nicht mehr in der Lage war, einen vernünftigen, klaren Gedanken zu fassen?

Er wußte es nicht… und warf einen nervösen Blick zurück.

Seine Verfolger waren ihm dicht auf den Fersen und rückten ständig näher.

Sie ritten wie die Teufel.

Die Pferde schienen direkt aus der Hölle zu kommen. Das Glühen ihrer Augen! Ein eisiger Schauer durchfuhr den Fliehenden, als er die großen, wie Kohle glühenden Augen in den schwarzen Köpfen erblickte.

Jim Conetti holte aus seinem Reittier heraus, was er konnte.

Der Vierbeiner war schweißgebadet, und Schaum flockte um sein Maul. Das Zittern hatte sich verstärkt. Es schien, als spüre das Pferd die unmittelbare Gefahr, als empfände es das Grauen, das die unheimlichen Gestalten allein schon durch ihre rätselhafte Erscheinung bewirkten.

Da – das Loch!

Jim Conetti, ein erfahrener Reiter, der jeden Handbreit Boden kannte, registrierte die Gefahr mechanisch.

Er wollte das Tier am Zügel noch herumreißen.

Doch zu spät!

Es brach in die Knie, als würde ein unsichtbarer Schwerthieb die Beine des Pferdes kappen.

Conetti konnte sich nicht mehr festhalten. In hohem Bogen flog er aus dem Sattel. Über den Hals des stürzenden Tieres hinweg landete er auf der feuchten und mit faulendem Laub bedeckten Wiese.

Brennende Schmerzen durchrasten seinen Körper.

Jim überschlug sich mehrere Male und hatte das Gefühl, von zahllosen Stockschlägen getroffen und mit Fußtritten traktiert zu werden.

Schwer atmend blieb er liegen.

Wertvolle Sekunden vergingen. Alles vor seinen Augen kreiste, und

er nahm seine Kraft und seinen Willen zusammen, um sich aufzurappeln.

Auf keinen Fall durfte er in die Hände der Schwarzen fallen. Es gab überhaupt keinen Zweifel daran, daß sie mit ihm das gleiche machen würden wie mit Stan…

Der Gedanke daran erfüllte ihn mit einer unbändigen Kraft.

Er wußte später selbst nicht zu sagen, wie er es eigentlich schaffte, auf die Füße zu kommen und zu laufen. Sein ganzer Körper tat ihm weh, aber er setzte wie ein Roboter einen Fuß vor den anderen, um sich vor den Verfolgern in Sicherheit zu bringen.

Doch er hatte überhaupt keine Chance.

Im nächsten Moment waren sie bei ihm und kreisten ihn ein.

Wie eine Schattenmauer ragten die sieben mächtigen Pferde und die düsteren Reiter um ihn herum auf.

Conetti torkelte. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er in die Runde, drehte sich im Kreis und sah überall nur die schwarzen Ritter.

Conetti atmete schnell. Schweiß rann über sein Gesicht, die Haare hingen ihm wirr in die Stirn, und er zitterte am ganzen Körper wie Espenlaub.

»Was wollt ihr… von… mir?« stammelte er erschöpft.

Der Kreis wurde enger.

Dann sprang einer der Schwarzen vom Pferd und trat mit gezücktem Schwert zu dem jungen Mann.

Dumpf dröhnten die Schritte des Fremden in der Rüstung auf dem Boden. Deutlich spürte Conetti unter seinen Füßen die Erschütterung.

Aber auch das konnte – durfte eigentlich nicht sein! Ganz deutlich war zu sehen, daß der Fremde mit seinen Füßen den Untergrund überhaupt nicht berührte…

Wie ein Gespenst, nur nicht mit dessen Lautlosigkeit, kam der Krieger auf ihn zu. Conetti starrte ihn an, als wolle er jedes Detail dieses Körpers in sich aufnehmen.

Alles an ihm war schwarz. Schwarz wie die Hölle, schwarz wie die Nacht. Der Mann in der Rüstung – was immer sich darin auch befand – bewegte sich kraftvoll und gleichsam mit seltsam federnder Elastizität.

»Was wir – von dir wollen?« dröhnte es da dumpf und mit schrecklicher Stimme hinter dem geschlossenen Visier, daß Conetti zusammenfuhr, als hätte ihn eine Peitsche getroffen. »Ich - will es dir sagen…«

Der schwarze Ritter streckte sein schwarzes Schwert nach Jim Conetti aus.

*

Da waren noch zwei Reiter.

Aber nicht in dieser Welt – sie waren nicht schwarz und nicht in eine klirrende Rüstung gehüllt.

Der eine war Kaphoon, der »Sohn des Toten Gottes«, der andere Björn Hellmark alias Macabros, der Mann, der an zwei Orten zur gleichen Zeit sein konnte, wenn er das wollte.

Hellmark war nur eine Marionette in Apokalyptas Händen. Doch das wußte er nicht. Er stand ganz unter ihrem hypnotischen Einfluß.

Er glaubte, aus freien Stücken den Reiter zu verfolgen, der es gewagt hatte, Apokalyptas Machtanspruch in Frage zu stellen. Daß dieser Reiter Kaphoon war, wußte er. Und Kaphoon sollte er töten. Daß er damit seine eigene Existenz in einer ferneren Zeit auslöschte, wo er dazu auserkoren war, in der ersten Linie der Front zu stehen, die sich Molochos, dem Dämonenfürsten, gegenüberstellte – davon jedoch ahnte er nicht mehr das geringste.

Er erkannte in Apokalypta nicht mehr seine Todfeindin. Das geschickt ausgeklügelte Spiel, das die ›ewige Unheilbringerin‹ sich ausgedacht und eingeleitet hatte, zog ihn ganz in seinen Bann.

Hellmark war von dem Gedanken besessen, Kaphoon einzuholen und zu töten. Angeschlagen war der blonde Mann auf dem Pferd und konnte die Belastung sicher nicht mehr lange durchhalten.

Durch den kraftvollen Schwerthieb, den Hellmark ihm versetzt hatte, war er geschwächt.

Björn wußte nichts davon, daß zur gleichen Zeit, während er hinter dem fliehenden Kaphoon jagte, sieben andere Reiter in der Gegenwart der Erde, in der dritten Dimension, Jim Conetti auflauerten und ihn umringten.

Er ahnte ebenfalls nichts davon, daß die Ereignisse sich hier in der Vergangenheit der Erde auf dem versunkenen Kontinent Xantilon abspielten und direkte Verbindung mit der Gegenwart der Erde, aus der er gekommen war, hatten…

Er sah den Reiter, der sich fest in die Mähne seines weißen Pferdes klammerte, vor sich. Ständig verringerte sich der Abstand zwischen den beiden Männern, die sich ähnelten wie ein Ei dem anderen.

Im Hintergrund – wie eine riesige, groteske Projektion, – zeichneten sich die Umrisse der Hauptstadt des Grauens – Gigantopolis – ab.

Kaphoon warf einen erschreckten Blick auf die schemenhafte Stadt, die sich ihm darbot, als würde sie aus wirbelnden Nebeln langsam erst entstehen.

Dies war Apokalyptas Reich. In dieser Stadt war sie zu Hause, die Stadt sollte für alle Zeiten auf Xantilon erstehen und den Palast ablösen, in dem sie sich jetzt noch widerrechtlich aufhielt und aus dem die rechtmäßigen Herrscher vertrieben oder getötet worden

waren.

Mit jener Stadt untermauerte Apokalypta ihren Anspruch auf die Macht in diesem Teil Xantilons.

Kaphoon atmete schnell. Sein Herz schlug ihm bis zum Hals, und der junge Kämpfer, der aussah wie ein schöner Barbar, war in Schweiß gebadet.

Über seinen Oberarm und seine Schultern lief Blut. Dort war er von der Waffe seines Gegners Hellmark getroffen worden.

Was für ein Wahnwitz!

Kaphoon, der ›Sohn des Toten Gottes ‹, der gekommen war, um Apokalypta zum Kampf zu stellen, wurde von jenem Mann empfindlich verletzt und in die Flucht geschlagen, der auf sein eigenes Leben hier in der Vergangenheit zurückging.

Dabei wollten sie beide das gleiche. Den Einfluß der bösen Mächte eindämmen und zunichte machen. Es stand schlecht um Xantilon. Durch die Macht der schwarzen Priester, geführt durch - den Obersten der Kaste, Molochos, stand das Land nahe vor dem Untergang. Es gab keine Stadt mehr, keinen Ort, wo nicht erbittert gekämpft wurde. Es war der Kampf zwischen Dämon und Mensch und zwischen den Menschen selbst, die überzeugt davon waren, auf der Seite der Dämonen kämpfen zu müssen. Viele taten es freiwillig, andere wurden gegen ihren Willen gezwungen. Sie wußten nicht, was sie taten.

Kaphoon sah den Mann, der eigentlich sein Freund hätte sein müssen, um hier im Kampf gegen das Böse zu unterstützen, mit erschreckender Geschwindigkeit näherkommen.

Durch die Verletzung wagte er es im Moment nicht, sich erneut seinem Gegner zu stellen. Dann würde Apokalypta zu dem Triumph kommen, auf den sie nur wartete.

Kaphoons Atem flog. »Lauf… lauf, Anyxa…«, entrann es seiner trockenen Kehle. »Auf dich setze ich meine ganze Hoffnung… du mußt es einfach schaffen… lauf nicht nach Gigantopolis! Dort wird sie erreichen, was sie will… die schreckliche Dämonin ist ganz nahe ihrem Ziel… Lauf, Anyxa, lauf!«

Seine Stimme klang gebrochen und schwach. Der starke Blutverlust machte sich bemerkbar. Jeder Schritt, den Anyxa, die Schimmelstute, machte, wurde für ihn zur Qual.

Doch er hielt durch, biß die Zähne zusammen und forderte von seinem geschwächten Körper äußerste Kraft.

Mit leichtem Schenkeldruck war es ihm möglich, das kluge Tier auf das, was er wollte, aufmerksam zu machen. Immer wieder flüsterte er leise auf es ein, und es schien, als würde das Pferd die Ohren spitzen und genau zuhören.

»Nicht nach Gigantopolis… links, Anyxa… lauf nach links…«, flüsterte er unaufhörlich.

Mit fiebernden Augen warf er noch mal einen Blick zurück und mußte zu seinem Erschrecken feststellen, daß der Abstand sich weiter verringert hatte. Hinter ihm folgte der wütende Hellmark, der nur von dem Gedanken besessen war, ihn als Feind auszumerzen, um Apokalypta den größten Gefallen ihres Lebens zu tun und schließlich an ihrer Seite in jener aus dem Nichts entstehenden Stadt zu herrschen.

Es paßte genau zur Prophezeiung.

Die besagte, daß eines Tages einer kommen werde, der ihm ähnlich sehe wie ein Ei dem anderen. Sie würden sein wie Zwillinge – und doch bis auf den Tod verfeindet. Auch der Grund, weshalb jener andere kam, der ihm so ähnlich sah und der er in einer fernen Zeit nochmal sein würde, war ihm klar. Doch darüber wollte er jetzt nicht nachdenken, weil unzählige andere hektische Gedanken seinen Kopf erfüllten.

Anyxa reagierte!

Er nahm es nur ganz schwach und wie im Einschlafen wahr. Er war schon zu sehr erschöpft, um seine Umgebung und das, was sich wirklich ereignete, mit vollen Sinnen aufnehmen zu können.

Wie hinter wirbelnden, blutroten Nebeln, gewahrte er die Umrisse von Gigantopolis, die sich schärfer aus dem Nichts heraushoben.

Apokalypta ließ die Stadt, in der sie wirklich zu Hause war und die absolute Herrschaft ausübte, aus dem Nichts heraus entstehen.

Kaphoon bemerkte, wie sich wieder mißtrauische, analysierende Gedanken bemerkbar machten, die immer dann aufkamen, wenn es um Gigantopolis ging. Er fragte sich, ob die dämonische Kriegsherrin nicht, wie in so vielen Fällen, falsche Tatsachen vorspiegelte, eben ein großes Theater, einen Bluff veranstaltete – sondern ob sie wirklich imstande war, jenes Reich einfach verschwinden zu lassen, in das sie ursprünglich gehörte.

Bis zur Stunde war es ihm noch nicht gelungen, das herauszufinden.

Dabei wußte er, daß er den Schlüssel zu dem Geheimnis in seinem Bewußtsein trug. Doch der Weg dorthin war ihm auf eine rätselhafte Weise verschüttet.

Anyxa jagte wie von Sinnen davon.

Das wellige, hügelige Land fiel sanft zum Meer hin ab. Eine frische Brise wehte dem Erschöpften in das heiße, fiebrige Gesicht.

Unwillkürlich und ohne daß es ihm bewußt wurde, öffnete er den Mund und atmete gierig die klare Luft.

Das weiße Pferd schlug Haken wie ein Hase. Selbst jetzt, nach diesem hastigen Lauf, diesem hohen Tempo, waren Anyxas Kräfte kaum in Mitleidenschaft gezogen. Ihr Atem war nicht beschleunigt, ihr Herz schlug ebenfalls nicht schneller. Es war gut, daß dieses Tier noch

solche Kraftreserven aufbrachte.

Anyxa verschwand hinter einem hohen Hügel, der bewaldet war. Kaphoon bekam dies nur beiläufig mit.

»Halte durch…« stieß er heiser hervor. »Du weißt, worauf's ankommt… führe mich weg aus dieser Gefahr. Ich darf ihm nicht – zumindest nicht unter diesen Vorzeichen – noch mal begegnen. Es geht nicht um meinen Tod hier in dieser Zeit – es geht dabei um viel mehr. Aber das eben kann er nicht mehr erkennen. Lauf, Anyxa, lauf!«

Immer wieder diese gleichklingenden Worte, die er in einem bestimmten Rhythmus sprach.

Anyxa war auf den Tonfall dieser Worte dressiert. Nur im Augenblick höchster Gefahr, und wenn Kaphoon keinen Ausweg mehr aus der Situation kannte, machte er von diesen Worten Gebrauch.

Sie hörten sich an wie eine Beschwörung.

Hinter dem hohen Hügel begann eine beinahe liebliche Landschaft. Sie wirkte unberührt und verträumt. Bäume bildeten eine regelrechte, naturgewachsene Mauer.

Kaphoon klammerte sich an die Mähne und preßte seine Schenkel, so gut es ging, gegen den warmen Leib des Tieres.

Anyxa lief genau in die Wand aus Blättern hinein. Die weichen Äste gaben nach wie eine Wand aus Gummi. Es entstand fast kein Geräusch.

Das Blattwerk berührte seinen Körper wie streichelnde Hände.

Kaphoon kämpfte gegen die Ohnmacht, die ihn zu besiegen drohte. Er war zu schwach, um auch Anyxa noch jene Worte zuzuflüstern, die den Lauf und die Richtung des Pferdes bestimmten.

In vielen Versuchen war es hundertprozentig gelungen. Nun – im Ernstfall – würde sich zeigen, ob sein treuer, vierbeiniger Begleiter begriff, worauf es für ihn ankam.

Wo Anyxa die niedrigen Stauden niedertrampelte, richteten sie sich Sekunden später zu voller Größe und unbeschädigt wieder auf.

Diese besondere Art der Pflanzen kam ihrem Vorhaben entgegen. Dies war mit ein Grund, weshalb Kaphoon sich in diesem Winkel der Insel, nahe der Burg, die von Apokalypta im Handstreich erobert worden war, ein bisher unbekanntes Versteck geschaffen hatte.

Doch Hellmark war ihm auf den Fersen. Und auch dieser tapfere, mutige Mann, dem man nicht verübeln konnte, daß er durch seine Verblendung, durch die Irreführung, in ihm den Todfeind sah, erkannte seinen Fluchtweg.

Anyxa jagte unter den tiefhängenden Zweigen und Ästen hindurch, kam auf eine Lichtung und verschwand hinter zwei, nur wenige Meter hohen Hügeln, die so rund, so gleichmäßig waren, daß man meinen mochte, sie wären von Künstlerhand eines Riesen gestaltet.

In gestrecktem Galopp lief das weiße Pferd des Schwerverletzten in

die Talsenke jenseits der Hügel.

Erst jetzt wurde auch das leise Gurgeln und gleichmäßige, monotone Rauschen hörbar, für das es zunächst keinen sichtbaren Grund zu geben schien.

Doch der Eindruck täuschte.

Hinter einer Baumreihe, die so gleichmäßig war, als hätte einst ein Gärtner jeden einzelnen Stamm gesetzt, plätscherte ein gurgelnder Bach den sanften Abhang hinab.

Die Landschaft war romantisch und schien einen Teil des Paradieses widerzuspiegeln.

Es war kein Bach, der einer Quelle der großen Felsen entsprang, die wie Fremdkörper kahl und glatt aus dem Boden wuchsen, sondern aus einer höher gelegenen Mulde stammte, in der ein nur handbreiter Riß vorhanden war. Aus dem ergoß sich ständig das Wasser über die Felswand nach unten, sprang über vorspringende Steine und wurde schließlich zu einem gurgelnden, rasch fließenden Bach, in dem sich buntschillernde Fische und sonstiges kleineres Wassergetier tummelte.

Ein schmaler, steiniger Pfad führte links um den Felsen herum und ging steil aufwärts.

Die Steine saßen fest im Boden. Selbst unter dem Trommeln der Pferdehufe löste sich nicht ein einziger.

Vom Felsen herab sprangen viele Kaskaden in die Tiefe und wurden in breiten, durch die Natur geformten Mulden in den Steinen aufgefangen.

Das Wasser, das sich in den Behältnissen sammelte, schwappte nicht über die Ränder, sondern versank auf rätselhafte Weise wieder im Gestein, als wäre es porös oder befände sich darin ein unterirdischer Ablauf.

Außer den vielen kleinen Wasserfällen gab es einen großen, der seine gischtenden Massen in die Tiefe schickte. Unten in der Felsmulde vermischten sich die herabkommenden Mengen mit dem Auffangwasser, und es entstand nur ein leises, gurgelndes Geräusch, das im Rhythmus genau zum Fließen des Baches paßte.

Anyxa, Kaphoons Schimmelstute, jagte den schmalen Pfad hoch. Das riesige Felsengebilde, von dem es mehrere in dieser Gegend, nahe einer Bucht, gab, war Kaphoons Versteck und Zufluchtsort.

Bei Anyxas strammem Lauf lockerte der Griff des tapferen Kämpfers sich, und Kaphoon begann langsam vom Pferderücken zu gleiten.

Zwischen dem Plateau, wo die Schimmelstute ankam, und dem Wasserfall, der sanft und gleichmäßig aus der Höhe plätscherte, befand sich ein breiter, wassergefüllter Graben, der unmöglich auf einfache Weise zu überwinden war.

Selbst Anyxas Sprungkraft reichte nicht aus, dies zu vollbringen.

Die Stute drückte mit ihrer feuchten Schnauze auf einen bestimmten Felsteil, der sich genau in Augenhöhe links neben ihr befand.

Etwas Eigenartiges geschah…

Wie Stempel drückten sich große, dunkle Felsenflächen aus der Tiefe und bildeten eine mehrfach unterbrochene Brücke, die von diesseits bis zu jenseits der Grabens reichte.

Noch ehe der Untergrund sich ganz hervorgehoben hatte, lief Anyxa schon über den Rand des Grabens und benützte geschickt die ovalen Felsenstempel, um auf die andere Seite zu gelangen.

Der Wechsel währte nur wenige Augenblicke.

An der gegenüberliegenden Felswand – direkt neben dem Wasserfall - angekommen, wandte das Pferd wie unter innerem Zwang, als würde es aus dem Unsichtbaren aufgefordert, ruckartig den Kopf und stieß mit der Schnauze, ebenfalls in Augenhöhe, gegen den Felsen.

Die Felsbrocken im Wassergraben sanken im gleichen Augenblick lautlos in die Tiefe.

Man konnte sie nicht mehr wahrnehmen.

Anyxa trabte um den Felsvorsprung herum, und Kaphoon hing schon bedrohlich an ihrer Seite. Seine kraftlosen Hände waren kaum noch imstande, das Gewicht oben zu halten.

Von alledem aber bekam er nichts mit.

In der Ohnmacht noch krallte er sich instinktiv in Anyxas Mähne, um den Sturz zu verhindern.

Da tauchte die Schimmelstute in den Wasservorhang ein. Im Nu waren Fell und die geringfügige Kleidung des bewußtlosen Kaphoon durchnäßt.

Anyxa verschwand hinter dem Wasservorhang, und durch den Druck der herabfließenden Fluten wurde Kaphoon förmlich vom Rücken der Stute gespült.

Er stürzte jenseits des Wasserfalls auf den Boden.

Die Höhle dahinter schien sich bis ins Unendliche auszudehnen und war von außerhalb des Wasservorhangs nicht einsehbar.

Anyxa blieb wie versteinert neben dem blonden, bewußtlosen Mann stehen, senkte ihren Kopf und blickte mit traurigen Augen auf den Reglosen zu ihren Füßen.

Draußen in der Senke zwischen den beiden gleichartig geformten Hügeln tauchte in diesen Sekunden der verfolgende Reiter Björn Hellmark auf.

Aufmerksam blickte er sich in der Runde um. Er verhielt im Schritt und lauschte.

Außer dem Sprudeln des Wassers lag kein weiteres Geräusch in der Luft.

Doch… aus der Ferne näherte sich Pferdegetrappel. Gleich darauf tauchten Apokalypta und Tantor, ihr Berater, auf.

Gemeinsam durchsuchten die drei die Ebene, die Umgebung der Hügel und das hügelige Hinterland.

Hellmark war es, der aus einer Laune heraus plötzlich auf den Gedanken kam, auch auf dem glatten, kahlen Felsen mit den zahlreichen in Mulden entstandenen Seen einmal nachzusehen.

Doch Apokalypta winkte ab. »Da hinauf wird er sich in seinem Zustand wohl nicht gewagt haben«, lautete ihr Kommentar.

»Da hast du recht, Herrin«, nickte Tantor. »Er muß sich irgendwo hinter Büschen, Bäumen oder Hügeln verbergen…«

Also suchten sie dort weiter. Aber ihr Bemühen blieb ergebnislos. Kaphoon war verschwunden, als hätte er sich in Luft aufgelöst.

Apokalypta reckte ihren Kopf, und trotz des enttäuschenden Vorgangs zeigte sich ein arroganter, triumphierender Zug in ihrem Gesicht. »Vielleicht schlägt er mich mit meinen eigenen Waffen«, bemerkte sie leise, ohne weiter darauf einzugehen. »Aber damit wird er nicht weit kommen. Wir werden ihn schon noch finden. Wenn nicht jetzt… dann eben später.« Sie lenkte ihren Blick auf Hellmark. »Auf dich kann ich mich verlassen, Geliebter«, fügte sie hinzu. »Du hast mir doch versprochen, mir seine Leiche zu Füßen zu legen, nicht wahr?«

Björn Hellmark nickte. »Du bist meine Gebieterin, und ich werde alles für dich tun, was dir nützen wird«, entgegnete er. Nochmal blickte die ›ewige Unheilbringerin‹ sich in der Runde um und ließ ihren Blick in die scheinbar endlos wirkende Bucht schweifen.

»Bist du dir auch ganz sicher, Björn, daß Kaphoons Weg hierher geführt hat? Kann es nicht auch so sein, daß er an Gigantopolis vorbeigeritten – oder ganz und gar durch eines der sieben offenen Tore in die Stadt geflohen ist? Du bist der erste und einzige gewesen, der sich ihm sofort auf die Fersen heftete. Vielleicht ist dir in der Eile doch etwas entgangen…«

Sie suchten daraufhin nochmal die ganze Umgebung ab, ritten bis zur Bucht vor, konnten aber hier keine Spuren feststellen.

Da verließen sie schließlich das kleine Land hinter den Hügeln und ritten hinaus in die freie Ebene, wo sich Gigantopolis inzwischen materialisiert hatte.

Gewaltig und unüberschaubar groß in ihrer Ausdehnung breitete sich die rätselhafte Stadt vor ihnen aus.

Ein gleißender Schimmer lag um ihre Türme, gewundenen Brücken und spiralförmigen Aufgängen, die sich an den säulenartigen Gebäuden emporrankten.

Die Türme standen so dicht beieinander, daß es unmöglich war, von hier aus zu erkennen, daß es sich um einzelne Gebilde handelte.

Ein geheimnisvolles Raunen und seltsame Töne drangen aus

Gigantopolis her den Dreien entgegen.

Die Stadt war völlig materialisiert, und doch machte sie den Eindruck, als läge ein seltsames Schimmern über ihr, und sie würde wieder in der Welt des Unsichtbaren, aus der sie gekommen war, verschwinden.

Hellmark blieb eine Pferdelänge hinter der Frau, von der er meinte, sie zu lieben, weil Apokalyptas hypnotischer Bann in ihm diese Gefühle weckte.

Tantor und die Dämonin ritten nebeneinander zu einem der Eingänge, die aussahen, als wäre dort ein riesiges Ei halbiert.

Die Öffnung bildete den Eingang - einen der Zugänge in die unheimliche Stadt.

Tantor und Apokalypta ritten nebeneinander her.

»Es hat nicht so geklappt, wie du es gern haben wolltest«, mußte die ›ewige Unheilbringerin‹ sich den Einwand gefallen lassen. »Mir gefällt das Spiel nicht, das du eingeleitet hast…«

Sie lachte leise, und es hörte sich an wie das Gurren einer Taube. »Deine Zweifel sind nicht gerechtfertigt, Tantor. Ich habe mir seinen Untergang genau vorgestellt.«

»Laß es nicht zu deinem werden, Apokalypta…«

»Du siehst die Dinge zu schwarz.«

»Ich mache mir Gedanken – und Sorgen.«

»Das brauchst du nicht, Tantor. Ich weiß genau, was ich tue. Dieser Mann wird an meiner Seite herrschen, und er wird genau das Gegenteil von dem tun, was er sich ursprünglich vorgenommen hat. Es gibt Mittel und Möglichkeiten, auch jene von dem Weg abzubringen, den sie meinen, gehen zu müssen…«

»Nicht bei ihm, Apokalypta.«

»Andere haben versucht, ihn mit anderen Mitteln zu Fall zu bringen. Molochos ist bis jetzt gescheitert. Sein Stand ist nicht einfach. Wenn Rha-Ta-N'my zürnt, wird er es zu spüren bekommen. Er hat seine Chance verpaßt. Nun liegt es an mir, das Interesse und die Aufmerksamkeit unserer großen Göttin auf mich zu ziehen. Hier auf Xantilon, hier in der Vergangenheit der legendären Inselwelt, kann es zum Zusammentreffen Kaphoon-Hellmark kommen… Nein, es muß zu einer Begegnung kommen.«

»Es kann«, verbesserte Tantor sie.

»Nein – es muß!« Die dämonische Kriegsherrin schüttelte heftig den Kopf und beharrte auf ihrem Standpunkt. »Kaphoon kennt das Geheimnis. Sein Auftrag ist es, dieses Geheimnis an Hellmark weiterzugeben. Davon aber ahnen beide nicht das geringste. Erst bei der Begegnung, die unter besonderen Umständen stattfinden muß, kann es dazu kommen. Dies ist die eine Seite der Medaille. Die andere jedoch – ist Kaphoons Tod und damit wird die Möglichkeit

eingeschränkt, daß er sein Geheimnis an Hellmark und dessen Zeit weitergeben kann, um damit eine unheilvolle Entwicklung abzuwenden. Und das, Tantor, wollen wir doch beide nicht, nicht wahr?«

Sie sprach leise. Nur der Mann neben ihr konnte sie verstehen. Hellmark, schräg hinter ihr, bekam nicht ein einziges Wort des Gespräches mit.

»Genau die Begegnung ist das Risiko, vor dem ich dich stets gewarnt habe«, sagte Tantor. »Du willst eine Welt gewinnen – und kannst doch alles verlieren. Denke an Gigantopolis… denke an deine lieben Helfer, die ihren Ritt begonnen haben – denke an – dich!«

»Ich habe alles bedacht. Und du wirst sehen, daß ich zum Schluß recht behalten werde.«

Mit diesen Worten schien sie das Gespräch als beendet zu betrachten.

Mit kaum merklichem Schenkeldruck gab sie ihrem Reittier zu verstehen, daß es seine Geschwindigkeit beschleunigen sollte. Wenige Augenblicke später erreichten sie kurz hintereinander einen der sieben Eingänge in dem eiförmigen Gebilde.

Eine düstere Atmosphäre umgab sie. Sie passierten sie, wie man durch einen Tunnel geht, und kamen auf der anderen Seite an. Da gab es kein Tor, keinen Widerstand, keine Schranke, die sie hätten passieren müssen.

Die Dunkelheit ging über in ein seltsames, erschreckendes Zwielicht, das sich offensichtlich nie änderte und die wahre Atmosphäre von Gigantopolis, der Alptraumstadt, war.

Dann sah Björn Hellmark die Monster, die dort lebten…

*

Sollte er so enden?

Alles in Jim Conetti wehrte sich gegen den grauenvollen Gedanken, der in ihm aufstieg und zu einer wahren Fontäne des Widerstandes wurde.

Er dachte nicht mehr nach. Er handelte nur noch, ohne sich darüber Gedanken zu machen, wohin das, was er tat, führen könnte.

Er bot dem Grauen die Stirn.

Blitzschnell ließ Conetti sich in die Knie sacken und warf sich dann nach vorn. Er wußte genau, daß das Schwert des schwarzen Ritters jeden Augenblick seinen Schädel spalten konnte. Da mußte er eben schneller sein.

Der junge Mann aus der Farm setzte alles auf eine Karte. Er rammte mit seinem Kopf in Höhe der Magengrube seinen Gegner und warf ihn durch die Wucht seines Angriffs zurück.

Conetti war sportlich trainiert, das kam ihm jetzt zugute. Er nutzte das Überraschungsmoment auf seiner Seite voll aus. Der schwarze Ritter hatte offensichtlich nicht mehr mit dieser Reaktion seines Gegners gerechnet, den er schon für besiegt hielt.

Conettis Schädel dröhnte. Obwohl er sich jene Stelle ausgesucht hatte, wo der metallene Beinschutz mit einem breiten Streifen elastischen Leders abgegrenzt wurde, um dann wieder zur metallenen Rüstung zu werden, die den Oberkörper bedeckte, hatte er das Gefühl, mit dem Kopf gegen eine Mauer zu rennen.

Vor seinen Augen tanzten Sterne. In seinen Ohren rauschte das Blut.

Er hatte sich Luft verschafft. Nun kam es darauf an, aus dieser Situation noch mehr zu machen.

Da war die Öffnung, die Gasse zwischen den Körpern der anderen, die durch jenen Ritter entstanden war, der sich von dort gelöst hatte, um auf ihn zuzukommen.

Das Schwert sauste durch die Luft. Die Atmosphäre zischte, als ob Ungeheuer ihren heißen Atem ausstoßen würden.

Conetti warf sich der Gasse entgegen, ehe die anderen Schwarzen sie schlossen.

Der junge Farmersohn rannte um sein Leben. Er warf keinen Blick zurück, sondern jagte wie von Furien gehetzt zu dem Hügel, hinter dem das Farmgelände begann.

Nur wenige hundert Schritte vom Ort des Überfalls entfernt lag die Farm. Er mußte es eigentlich schaffen, wenn er durchhielt…

Die Reiter hinter ihm setzten sich wieder in Bewegung.

Dumpf und schwer dröhnten die Hufe auf dem Boden und ließen die Luft um ihn herum erzittern.

Conetti atmete flach und schnell. Sein Herz pochte, und kalter Schweiß rann über sein Gesicht.

Er sah aus wie ein Wahnsinniger, der aus einer Irrenanstalt entflohen war.

Conetti mobilisierte seine äußersten Kräfte. Er flog geradezu über den Boden hinweg, erreichte den obersten Punkt des Hügels und jagte ihn dann nach unten weiter.

Seine Lungen stachen. Mit jedem weiteren Schritt, den er lief, spürte er, wie die Kräfte ihn verließen.

Er keuchte.

Wie nahe waren sie ihm schon?

Die Furcht saß ihm im Nacken, und er wagte nicht, den Kopf zu wenden. Er fürchtete dabei Zeit zu verschwenden und durch die zusätzliche Angst in seiner Bewegungsfreiheit weiter eingeschränkt zu werden.

Vor seinen Augen tanzten die Farmgebäude hinter dem Gatter auf

und nieder. Das Tor stand weit offen.

Von den Schuppen und den Höfen her vernahm er leise Geräusche.

Irgend jemand hämmerte. Zwei Männer unterhielten sich. Der Wind trug ihre Stimmen an sein Ohr.

Noch hundertfünfzig Schritte…

Jetzt noch hundertvierzig…

Der Weg zum Gatter erschien ihm mit einem Mal unendlich. Sein Körper fühlte sich schwer und bleiern an, seine Muskeln schienen nach jedem Schritt mehr und mehr zu erlahmen, sein Tempo fiel ab.

Während er zum Tor lief, begann er wie am Spieß zu brüllen.

»Tony! Toooonnnyyy…!« brüllte er langgezogen heraus.

Er sah eine Gestalt, die den Hof überquerte, um sich dem Haupthaus zu nähern.

Das war Tony Malinka. Der Fünfundfünfzigjährige war hier auf der Farm Mädchen für alles.

Der untersetzte Mann mit den abgewetzten Blue-Jeans und dem karierten Hemd, dessen Ärmel er hochgekrempelt trug, blieb plötzlich irritiert stehen und starrte in die Richtung, aus der die Reiter und Jim Conetti kamen.

»Tony, Tony!« brüllte Jim weiter, während er nach vorn taumelte, das Gatter erreichte und der weit offenen Tür einen Stoß versetzte, damit sie sich den hinter ihm Reitenden als Hindernis in den Weg stellte. »Sag' den anderen Bescheid, Tony! Holt die Gewehre! Die Kerle haben Stan getötet.«

Man sah förmlich, wie Tony Malinka erstarrte.

Conetti taumelte mehr auf ihn zu, als daß er ging.

Erst auf der Höhe des Mannes angekommen, der zur Conettifarm gehörte wie das Inventar, wagte er es, einen nervösen Blick zurückzuwerfen.

Und da waren sie tatsächlich!

Sie erreichten in diesem Augenblick das Gattertor, das er zugeschmettert hatte, ließen sich aber davon nicht aufhalten.

Die schweren schwarzen Pferde mit den Augen, die wie Kohlen glühten, setzten über das Tor hinweg, ohne es mit ihren Hufen überhaupt zu berühren.

»Rein ins Haus, Tony!« preßte Jim Conetti heiser hervor. Seine Kehle schmerzte. Er brachte es kaum fertig, noch Worte zu formen. »Die Burschen kennen… kein… Pardon.«

»Wer ist das, Jim? Was ist geschehen?« Wie durch Watte klang Malinkas rauhe Stimme an die Ohren des jungen Farmers.

Conetti atmete heftig. Er wollte etwas sagen, etwas erklären. Da begann alles um ihn zu kreisen, die Farmgebäude schienen ineinander zu verschmelzen.

Er war am Ende seiner Kräfte und brach in die Knie. Malinka

merkte sofort, was los war, und griff geistesgegenwärtig zu.

Kraftvoll und mit harter Hand packte er Conetti unter den Achseln und riß ihn empor. »Na, na, Junge«, knurrte er. »Du wirst mir doch keine Dummheiten machen. Du hast schon einiges überstanden – also wirst du auch darüber hinwegkommen. Du bist doch nicht aus Pappe…«

Sie waren noch zehn Schritte vom Eingang des Farmhauses entfernt.

Alle Fenster im Parterre und im ersten Stock waren geschlossen.

»Weg von hier, Tony«, entrann es schwach Conettis Kehle. »Das ist kein Mummenschanz… das sind… Phantome… Gespenster… ein Spuk, Tony… ich spür's einfach… Sie wollen uns töten!«

Malinka riß den Erschöpften mit sich. Auf der anderen Seite des Hofes, schräg gegenüber, weiter vorn zum Eingang, wo einer der Schuppen stand, tauchte in diesem Moment eine Gestalt auf, die den Vorfall beobachtet hatte.

Das war Tom, ein Stallknecht. Mit einem Rechen in der Hand trat er ins Freie und sah die unheimlichen Reiter genau auf sich zupreschen.

»Was ist denn das…?« waren die letzten Worte, die er in seinem Leben sprach.

Tom starb, dreiundzwanzig Jahre alt. Es war ein sinnloser Tod, weil jene schwarzen Ungeheuer, denen menschliches Leben nicht bedeutete, gnadenlos und unerbittlich handelten.

Der vorderste Reiter zückte sein Schwert und stach den Heraustretenden nieder. Der Stallbursche kam nicht mehr zu einer Abwehrbewegung. Mit dem Rechen in der Hand ging er zu Boden und starrte mit weit aufgerissenen, ungläubigen Augen auf die Reiter, die aus einer anderen Zeit und einer anderen Welt hier aufgetaucht schienen…

Malinka warf sich gegen den Türknopf und drückte die Tür nach innen. Aus den Augenwinkeln nahm er die Annäherung eines weiteren schwarzen Todesritters wahr.

Der Mann mit dem grauen Haaransatz und den dunklen, aufmerksamen Augen knallte die Tür ins Schloß.

Keine Sekunde zu früh!

Es krachte, und die Holztür splitterte, als der schwarze Ritter mit voller Wucht sein Schwert nach vorn riß.

Die Spitze der Waffe bohrte sich tief in das Holz, drang auf der anderen Seite heraus und in den Korridor, in den Malinka und Conetti geflüchtet waren.

Links und rechts folgten zwei Türen, die in andere Räume führten. Direkt vor ihnen lag die Hintertür und daneben der hölzerne Treppenaufgang, der gewunden in die oberen Räume führte.

Die Tür links neben ihnen wurde aufgerissen.

Jennifer Conetti, Jims zwei Jahre jüngere Schwester, tauchte mit schreckensbleichem Gesicht auf. »Was ist denn los? Oh, Gott, Jim! Ist etwas passiert? Die Reiter da draußen… wer sind sie? Wo kommen Sie her?«

Fragen über Fragen.

Man sah Conetti an, daß er sich bemühte, bei klarem Bewußtsein zu bleiben und der Erschöpfung Herr zu werden, unter der er litt.

»Nachher, Jennifer…« Er löste sich aus Malinkas Griff und taumelte in das große, rustikal eingerichtete Wohnzimmer. Das hatte drei Fenster zum Hof.

Von draußen hörte man das Klirren der Rüstungen, das Wiehern und Schnauben der unruhigen Pferde, die Schreie der Verletzten und Sterbenden, die von den schwarzen Schwertern durchbohrt wurden.

Fensterscheiben klirrten.

Die Reiter waren direkt am Haus und schlugen die Fenster ein. Mit wuchtigen Schlägen trennten sie die Holzverstrebungen, und die Schwerter ragten in das rustikale Wohnzimmer.

Jennifer Conetti, die ihrem Bruder ähnlich sah, preßte beide Hände vor den Mund, um nicht laut aufzuschreien.

»Die Gewehre!« forderte Conetti, während er halb über einen Sessel stürzte, sich wieder aufraffte und zur Wand taumelte, an der die Waffen hingen. »Schieß, was das Zeug hält, Tony! Die Kerle dürfen nicht hier herein…«

Malinka überholte ihn mit zwei schnellen Schritten. Der Mann, der seit seinem siebzehnten Lebensjahr auf der Farm diente, bewegte sich mit der Elastizität eines Jugendlichen.

Drei der unheimlichen Geisterreiter schlugen die Fenster kurz und klein und sprangen dann von den Pferden.

Ein vierter versuchte ’mit wuchtigen Schwerthieben die Tür aus der Angel zu fetzen, um Eingang ins Haus zu finden.

Tony Malinka drückte dem jungen Conetti wortlos ein Gewehr in die Hand. Er lud mit zitternder Hand durch.

»Wo ist Dad? Wo Mam?« fragte er heiser, während er sich mit dem Rücken zur Wand stellte, weil ihm die Knie weich zu werden drohten. Es war erstaunlich, was dieser junge Mann sich an Strapazen zumutete. Nur die Tatsache, daß sie alle in äußerster Lebensgefahr schwebten, hielt ihn noch aufrecht.

Durch die zerschlagenen Fenster konnten sie jede Einzelheit, die sich draußen im Hof abspielte, erkennen.

»Mister Conetti hat Ihre Mutter zum Arzt gefahren, Jim«, stieß Malinka beiläufig heraus, während er sich neben dem jungen Mann aufstellte. Er zögerte mit dem Schießen. Das Ganze kam ihm nicht geheuer vor. »Ist das auch kein Traum, Jim? Ist das – die

Wirklichkeit?«

Der Gefragte lachte leise und rauh. »Ich nehme es an, Tony. Wenn es nicht die Wirklichkeit ist, dann verschwinden Sie aus meinem Traum, so schnell wie möglich…«

Aber Tony Malinka verschwand nicht. Er blieb so wirklich, wie die Wand in seinem Rücken, wie Tisch und Stühle vor ihm, wie der Kamin, wie die zerschlagenen Fenster und die schwarzen Ritter draußen auf dem Hof.

Zwei verschwanden durch das große, weit offen stehende Tor in einem der Schuppen und der siebte stand abseits und beteiligte sich überhaupt nicht an den Kampfhandlungen.

Jim entdeckte, daß dies offensichtlich seinen Grund hatte. Vor den Knien des Mannes lag schlaff und reglos ein männlicher Körper quer über dem Rücken des Pferdes.

Das war niemand anders als sein Freund Stan Olson. Sie hatten den Toten hierher gebracht.

Doch Conetti hatte keine Zeit sich Gedanken über dieses Phänomen zu machen.

Einer der schwarzen Reiter sprang auf das Fenster mit gezücktem Schwert.

Da krachte der Schuß. Hart und trocken klang er auf.

Ein ähnlicher Laut folgte dem Abfeuern der Kugel. Das Projektil klatschte mitten auf die Brust desjenigen, der dort einzudringen versuchte.

Keine Wirkung! Plattgedrückt fiel die Kugel zu Boden. Sie war von dem starren Panzer aufgehalten worden. Conetti drückte ein weiteres Mal ab. Da klang ihm auch schon Malinkas Schuß in den Ohren. Der zielte mit ruhiger Hand, hatte auch nicht die Hektik und die Aufregungen hinter sich, wie der junge Mann.

Malinka visierte direkt das elastische Lederstück zwischen Bein- und Brustpanzer an.

Die Kugel durchschlug das Leder. Eine Sekunde lang verharrte der Schwarze in der Bewegung, und es schien, als würde alles Leben aus seinem Körper weichen.

Doch es war ein Irrtum, wie sich gleich darauf herausstellte.

Im nächsten Augenblick warf er sich nach vorn, überwand die Fensterbank und sprang ins Wohnzimmer.

Zwei-, drei-, viermal drückte Conetti in seiner Verzweiflung hintereinander ab. Die Schüsse folgten so dicht aufeinander, daß man sie für einen einzigen halten konnte.

Ein Wahres Trommelfeuer von Bleikugeln hagelte auf den Eindringling herab.

Doch nicht eine einzige ließ ihn zurückweichen oder zu Boden gehen.

Jennifer Conetti stand wie zur Salzsäule erstarrt. Ihre Blicke irrten hin und her, und sie wollte nicht glauben, was sich hier vor ihren Augen abspielte. Dies alles paßte in einen bösen Traum oder einen Horrorfilm, von einem eigenwilligen Regisseur in Szene gesetzt.

Tony Malinka stieß sich von der Wand ab, als ob unsichtbare Hände ihn nach vorn schieben würden. Der Mann schnellte auf den Eindringling zu, riß sein Gewehr herum und schlug mit dem Knauf der Waffe gegen den Ledernacken unterhalb des stählernen Visiers.

»Sie sind nicht… von dieser Welt!« gurgelte Conetti. »Was für ein Wahnwitz! Geister… Gespenster sie berühren mit ihren Füßen nicht den Boden… sieh doch genau hin!«

Die linke freie Hand des schwarzen Ritters wischte herum. Die behandschuhten Finger packten Tony Malinka, ehe der sich aus der Gefahrenzone bringen konnte. Auch Malinka riß beide Arme hoch und setzte dem schwarzen Ritter mit einem ungeheueren Schlag zu.

Der schwere Griff der Waffe krachte auf den Unterarm der Waffenhand des Unheimlichen, die er in dieser Sekunde ebenfalls anhob. Diesen Angriff hatte der Eindringling offensichtlich nicht berücksichtigt.

Durch Malinkas heftige Gegenwehr fiel das Schwert zu Boden. Der Schwarze machte sich nicht die Mühe, die Waffe aufzuheben. Die zweite Hand packte Malinkas rechte Schulter und riß den Mann nach vorn.

Hart wie Schraubstöcke legten sich beide Hände um seinen Hals.

Tony zog röchelnd den Atem ein. Verzweifelt versuchte er sich aus dem Griff seines Widersachers zu befreien. Er arbeitete mit Händen und Füßen, aber er kam nicht los. Es schien, als wäre er in die Klauen einer Maschine geraten.

Sein Gegner war ihm kräftemäßig weit überlegen.

In der allgemeinen Aufregung und Abwehr kamen Malinkas Hände noch mal vor dem Gesicht des schwarzen Ritters empor. Er berührte das etwas nach vorn gezogene Visier. Dies hatte zur Folge, daß die Klappe nach oben kippte und das Gesicht freigab.

Doch wo das Gesicht hätte sein müssen – gab es nichts, absolut nichts zu sehen.

Es war ein Ritter – ohne Kopf!

*

Jennifer Conetti schrie gellend auf, als sie sah, was Tony Malinka wahrnahm.

Für Malinka waren es die letzten Eindrücke seines Lebens.

Jim Conetti setzte noch an, trotz seiner Schwäche, einen Angriff zu starten und sich dem schwarzen Ritter entgegenzuwerfen. Doch da

sprang durch das Fenster ein weiterer.

Zum Zusammenstoß zwischen diesem und Jim Conetti kam es nicht mehr.

Im Todeskampf hielt Tony Malinka noch immer das Gewehr umklammert, und seine Rechte suchte verzweifelt nach dem Abzugshahn.

Malinka fand ihn. Obwohl er genau gesehen hatte, was aus den Schüssen geworden war, die sie auf den ungebetenen Eindringlich abgaben, wollte er in seiner Ratlosigkeit, seiner Verzweiflung, seiner Todesangst einfach nicht aufgeben, sondern irgend etwas tun, in der Hoffnung, vielleicht das Blatt doch noch wenden zu können.

Sein Zeigefinger krümmte sich.

Doch die Mündung konnte er nicht mehr herumdrehen. Der Schuß krachte. Ungezielt löste er sich und – traf den nach vorn taumelnden Conetti.

Der junge Farmersohn verzog das Gesicht. Mit einer ruckartigen, verkanteten Bewegung brachte er seinen rechten Arm herum, ließ das Gewehr fallen und preßte alle fünf Finger auf das Einschußloch oberhalb seines Herzens.

»Jim!« Der Schrei brach aus Jennifers Kehle.

Der Angerufene machte eine halbe Drehung nach links und erblickte hinter wirbelnden Schleiern vor seinen Augen die Umrisse seiner Schwester. »Flieh!« wisperte er ihr zu, ehe er zu Boden ging.

Da warf sie sich herum. Panik erfüllte sie, und Grauen schnürte ihr die Kehle zu, so daß sie nicht mal zum Schreien kam.

Durch die Tür konnte sie nicht. Draußen waren die anderen schwarzen Ritter, jene Gespenstigen, die offensichtlich aus purer Ansammlung bösartigen Geistes bestanden, der von einer Rüstung umgeben war. Einen eigentlichen Körper besaßen diese Geschöpfe nicht.

Jennifer Conetti lief zur Treppe, am ganzen Körper wie Espenlaub zitternd. Sie erreichte die erste Stufe, verharrte in der Bewegung, drehte sich und lief dann um den Treppenaufgang herum.

Lieber in den Keller, peitschten sie ihre Gedanken.

Sie riß die schwere Tür auf, tastete mit zitternden Fingern nach dem Lichtschalter und betätigte ihn.

An der gewölbten Decke flammte eine nackte Birne auf.

Jennifer Conettis Atem flog. Die Farmerstochter drehte den von innen steckenden Schlüssel im Schloß und schob den Riegel vor. Dann löschte sie wieder das Licht. In der Dunkelheit lief sie die Treppe nach unten. Die Kellerräume waren kühl, und es roch modrig.

Als Kinder schon hatten sie in ihre Versteckspiele auch die verworrenen Räume der Keller einbezogen. Sie kannte hier jeden Fußbreit Bodens, fand die abgelegensten Ecken und Winkel in

absoluter Finsternis.

Das kam ihr jetzt zugute. Jennifer Conetti verkroch sich in die hinterste Ecke, baute leere Kisten und Fässer um sich herum auf, türmte Gerümpel und Geräte darauf und kauerte sich dann in ihr Versteck, gebannt in atemloser Spannung, ob die Unheimlichen auch hier auftauchten, um sich ihrer zu bemächtigen.

Sekunden vergingen und reihten sich zu Minuten. Sie hörte ihr Herz heftig klopfen. Es kam ihr so vor, als würde man dieses rhythmische Hämmern gerade hier unten in den kahlen Kellerräumen besonders verstärkt wahrnehmen.

Sie zwang sich innerlich zur Ruhe.

Im Haus war es noch immer nicht still. Die schwarzen Eindringlinge schlugen alles kurz und klein. Dröhnen und Ächzen liefen durch den Boden und die Wände des Farmhauses.

Zitternd harrte Jennifer der Dinge, die da kommen sollten.

Fünf Minuten vergingen… zehn… fünfzehn…

Dann hörte das Rumoren schlagartig auf.

Die Einundzwanzigjährige hielt den Atem an und lauschte.

Tatsächlich! Alles still… Diese Stille nach dem Lärm zuvor empfand sie nicht minder unheimlich.

Sie ließ ein paar Minuten verstreichen, ehe sie es wagte, sich aus ihrem Versteck zu entfernen.

Auf Zehenspitzen schlich sie durch die Kellergänge, dann die Treppen hoch, legte lauschend das Ohr an die Tür und schloß sie dann auf.

Vorsichtig öffnete sie die einen Spalt breit. Sie war darauf eingerichtet, so schnell wie möglich die Tür wieder ins Schloß schnappen zu lassen, wenn es die Situation erforderte.

Doch nichts geschah.

Da wagte es Jennifer Conetti, auf den Korridor zu gehen. Von hier aus konnte sie direkt in den Hof zwischen Schuppen und Wirtschaftsgebäude sehen. Die Tür war fast völlig zerschmettert. In einem wahren Wutanfall hatte der schwarze Ritter sie mit seinem breiten Schwert zertrümmert.

Draußen im Hof lagen mehrere tote Pferde aus den Ställen der Farm. Sie waren sinnlos niedergestreckt worden von den schwarzen, rätselhaften Gestalten.

Aus weitaufgerissenen Augen warf das Mädchen einen Blick in den Wohnraum, wo sich vorhin das Drama abgespielt hatte.

Von den Reitern war nichts mehr zu sehen. Ebensowenig von Tony Malinka und Jim, ihrem Bruder.

Das Zimmer sah aus, als wäre ein Orkan durchgebraust. Da stand kein Stuhl mehr an seinem Platz, da waren die Couch umgekippt und der Schrank vollkommen zertrümmert. Von dem wertvollen Geschirr

war kein Stück mehr heil.

Sämtliche Fenster waren eingeschlagen, und die meisten Zerstörungen wiesen daraufhin, daß die schwarzen Ritter mutwillig über die Menschen und schließlich auch über die toten Gegenstände hergefallen waren.

Die Dämmerung draußen war intensiver geworden. Die letzten Sonnenstrahlen versickerten.

Jennifer Conetti taumelte zum Fenster und starrte Richtung Osten, wohin die Reiter sich entfernten.

In der Ferne nahm sie die schemenhaft verschwommenen Umrisse der Gestalten auf den schwarzen Pferden wahr.

Narrte sie ein Spuk?

Sie preßte die Augen fest zusammen und öffnete sie wieder. Von hier sah es so aus, als ob die Reiter den Berg emporeilen würden.

Aber dort vorn – gab es keinen Berg!

Jennifer Conetti schluckte, und ihr Hals schmerzte sie.

Die sieben Reiter, die quer über den Rücken der Pferde, unmittelbar vor sich, die Toten mitnahmen, ritten gar nicht mehr auf der Erde, sondern jagten in einem scharfen Winkel empor in den abendlichen Himmel.

Geisterreiter aus den Wolken! Von irgendwoher waren sie gekommen und nach irgendwohin verschwanden sie…

Und die Toten nahmen sie mit.

Warum taten sie das? Was für einen Sinn ergab das Ganze?

*

Die Atmosphäre im Tempel war anheimelnd und freundlich und bewirkte eine angenehme Ruhe in ihren Herzen. Carminia Brado, Pepe und Jim, der Guuf, hielten sich in den Gärten des Hestus' auf, die Carminia halb durch Zufall, halb durch Erinnerung an ein ehemaliges Dasein entdeckt hatte.

In einer fernen Zeit hatte sie schon mal als Loana gelebt. Damals war sie die Tochter eines Herrschers gewesen, der sich Hestus nannte, und der alles daransetzte, sein Volk vor dem Verderben zu schützen und gemeinsam mit ihm den Kampf gegen die dämonischen Kräfte und bösartigen Mächte aufzunehmen, die durch Rha-Ta-N'my in die Welt gesetzt wurden.

Es war Hestus seinerzeit gelungen, eine Oase des Glücks und der Sicherheit zu schaffen. Rundum von Schlimmem umgeben, suchte er nach Mitteln und Wegen, seine ihm weggenommene Welt zurückzuerobern. Aus der Tiefe jener Insel heraus, die sich Kh'or Shan nannte und von der der größte, unerforschte Teil in der vierten Dimension lag, hatte er gewirkt.

Kh'or Shan war eine Nachbarinsel des ehemaligen Xantilon gewesen, jenem Kontinent, der vor zwanzigtausend Jahren untergegangen war.

Vor wenigen Tagen war ein Teil des einstmals riesigen Xantilons wieder aufgetaucht. Es handelte sich um ein Terrain aus dem Norden, das, wie Carminia wußte, zuletzt Molochos als strategischer Stützpunkt gedient hatte, ehe er in die Dämonenwelt zu Rha-Ta-N'my einging.

Es war Hestus und seinen Getreuen nicht vergönnt, noch mal den Einfluß der Bösen zurückzudrängen oder gar für immer auszulöschen. Mit seinen Vertrauten baute Loanas Vater ein undurchdringliches geistiges Feld aus, das mit den klaren, reinen Gedanken seiner Getreuen immer intensiver aufgefüllt wurde.

»Und sowohl im Spiegel hier als auch im Hain, den Pepe entdeckt hat«, sagte Carminia in diesen Sekunden in dem Tempel, »sind die geistigen Kräfte jener Männer und Frauen vereint, die sich gegen das Böse zur Wehr setzten. Wie das Böse imstande ist, eine Welle von Unheil und Beklemmung, eine Atmosphäre des Grauens zu schaffen – so ist das Gute in der Lage, einen Gegenpol von Harmonie und Reinheit zu schaffen. Ihr beide habt das ja selbst schon am eigenen Leib verspürt.«

»Das stimmt, was du sagst, Carminia«, machte Pepe sich sofort bemerkbar. Der dunkelgelockte, braunhäutige Adoptivsohn der Brasilianerin stammte aus den Urwäldern Yukatans. Von dort hatte Björn Hellmark den elternlosen Jungen mitgebracht, und Pepe hätte es gar nicht besser finden können. »Man kommt in Häuser, in denen man sich auf Anhieb wohl fühlt, oder man begegnet Menschen, die man sofort mag. Dann kommt man wieder mal wohin, da herrscht eine so seltsame Atmosphäre, daß man meint, man sei unbeliebt, und in manch altem Gemäuer scheint etwas zu lauern, was man beinahe körperlich spürt. Hier ist es auch so. Nur eben auf eine sympathische, erfrischende Art…«

Jim stimmte ihm zu. Der Kugelkopf, der ein Gesicht hatte wie ein Dämon, gehörte wie die anderen um Hellmark ebenfalls nach Marlos auf die unsichtbare Insel, die zum Bollwerk gegen die bösen Kräfte Rha-Ta-N'mys und ihrer Vertrauten geworden war. Der Guuf zählte zu einer Rasse, die sich in der Vergangenheit der Erde auf die Seite der schwarzen Priester schlug und ganze Städte und Dörfer brandschatzten und deren Bewohner mordeten. Allgemein wurde angenommen, daß die Guufs, die zuvor in einem eigenen Landstrich sehr friedlich gelebt hatten, wie von einem fremdartigen Virus in dämonische Besessenheit gebracht worden waren. Etwas wußte man jedoch nicht. Eine irdische Frau wurde in jene Tage verschlagen und Opfer der gewalttätigen Gruppe. Als sie in ihre Zeit zurückkehrte, war

sie schwanger, und das Kind, das sie in einer Privatklinik zur Welt brachte, glich seinem Vater ganz genau. Der Arzt, der die Entbindung geheim vornahm, ließ die Frau von Anfang an wissen, daß das Kind angeblich bei der Geburt gestorben wäre. In Wirklichkeit aber zog er es im Verborgenen auf und mußte die Entdeckung machen, daß der Junge sich auf erstaunliche Weise von den Angehörigen seines Volkes doch beachtlich unterschied. Jim hatte, was das Dämonische anbetraf, nichts von seinem Zeuger geerbt. Er war in seinem Herzen ganz Mensch, mit allen Schwächen und Stärken der menschlichen Seele, und hatte darüber hinaus einen, hervorragenden Charakter geerbt, wie er seine Mutter auszeichnete.

Jim wuchs schnell heran. Schneller, als ein Menschenkind und entwickelte dabei rasch geistige Fähigkeiten, die ihn weit über seine Altersgenossen hinaushoben. Darüber hinaus zeichnete ihn die Tatsache aus, daß er anfing, sich an die alte Kultur auf Xantilon zu erinnern, und er konnte – bisher jedoch leider nur bruchstückhaft – Dinge preisgeben, die seiner Erinnerung vererbt waren. Gerade die Dinge jedoch waren für Björn Hellmark wichtig. Er und seine Freunde hofften, daraus Schlüsse ziehen zu können, die sie im Kampf gegen Molochos und Rha-Ta-N'my weiterbrachten.

Auch Jim stimmte dem zu, was Pepe sagte.

Er wußte, wie gut, aber auch wie schlecht Menschen sein konnten. Seine äußere Erscheinung war ausschlaggebend für das Urteil, das die meisten sich von ihm gemacht hatten. Jim war nur ein einziges Mal in der Öffentlichkeit aufgetreten, als er von seinen eigenen Rasseangehörigen aus der Vergangenheit gejagt worden war, weil er für sie durch sein Wissen eine permanente Gefahr darstellte. Jim hatte bei den Menschen Unterschlupf und Schutz gesucht. Aber sein äußeres Erscheinungsbild hatte ihn in die Reihen jener gestellt, vor denen man sich unwillkürlich fürchtete.

»Und dabei«, dies war Jims Leitspruch, »kommt es auf das Äußere doch gar nicht an, nicht wahr? Das Herz, der Geist, die Seele sind doch entscheidend, sie machen ein menschliches Leben aus…«

So wie sich alle auf Marlos wohl fühlten, wo ebenfalls die Harmonie guter Gedanken ihren Einflußbereich geschaffen hatten, so fühlten sie sich wohl in den magischen Gärten des Hestus, der einen paradiesischen Garten darstellte und in dem eine Helligkeit existierte, obwohl es keinen natürlichen Himmel gab, an dem eine Sonne hätte scheinen können.

Der Himmel über den Bächen, Tümpeln, blumenübersäten Wiesen, den romantischen, stillen Pfaden, die sich verschlungen durch verträumte Wälder zogen, spannte sich in Wirklichkeit die Innenseite der Oberfläche Kh'or Shans. Die magischen Gärten des Hestus lagen eingebettet im Innern jener Welt, die von Dämonen verseucht war.

Hier unten aber wurde ihr Einfluß nicht wirksam. Hier unten schien das Licht der Sonne, weil der klare Verstand, der nicht durch verblendetes Denken geführte Geist sich losgelöst hatte von der Armseligkeit des Körpers, über ihn hinausgewachsen und zu einem Teil der Energien geworden war, die jeden Kosmos bis in den äußersten Winkel ausfüllten und aus denen alles Leben kam.

Carminia, Pepe und Jim umstanden eine etwa zwei Meter durchmessende Fläche, die kreisrund war und etwas nach innen abknickte wie eine Mulde, die mit feinem Gespinst ausgestattet war.

Die hauchdünnen Fäden schimmerten glasig, und im Gegensatz zu dem größeren Gebilde, das diesem so ähnlich war und einige hundert Meter weiter inmitten des Palmenhaines lag, ließen sich hier im Tempel Schlüsse ziehen.

Zweierlei war dafür maßgebend. Zum einen die Tatsache, daß in winzigen Segmenten, die durch das gläserne Gespinst entstanden, farbenfrohe Flecke oder auffällige Bilder und Symbole existierten, die Carminia – je länger sie sich hier aufhielt – mehr und mehr verstand.

»Jetzt, wo mir manches klar wird, ist eigentlich ganz einfach zu verstehen, weshalb dieser ›Spiegel‹ – wollen wir ihn mal so bezeichnen – dafür verantwortlich zu machen ist, daß du, Pepe, und schließlich auch ich an einem genau bestimmten Ort mitten in New York ankamen. Wir haben inzwischen herausgefunden, daß jedes einzelne Segment in diesem Spiegel – der hier im Tempel ist eine Art Verständnismodell – eine Bedeutung hat und einen ganz bestimmten Ort irgendwo in der Welt symbolisiert. Der Spiegel draußen im Palmenhain stellt eine Art Dimensionstor dar. Man kann einfach von einem Punkt zum anderen gelangen, ohne daß Zeit vergeht, ohne daß große Räume zu überbrücken sind. Alles geschieht mit der Schnelligkeit des Gedankens. Und aus reiner Gedanken- und Geisteskraft wurde auch jener Spiegel geschaffen. Er stellt die Summe der Erfahrungen und Erkenntnisse dar, die Hestus und seine Getreuen in ihrem langen Leben sammelten. Auf diese Weise konnten sie sich praktisch an jeden Punkt katapultieren, wo ihre Hilfe gebraucht wurde, wo sie den Dämonen und bösen Geistern ein Schnippchen schlagen konnten. Wir beide haben einen Punkt kurz hintereinander erreicht. Ich habe genau beobachtet, wo dein Energiepotential verschwunden ist und konnte dir auf diese Weise gezielt folgen…«

Carminia hatte gesehen, wie Pepes Körper zu einem ungeformten, nebelartigen Etwas geworden war, das von einem bestimmten Segment im Innern der Spiegelfläche aufgesogen wurde.

Jene Stelle in New York, wo sie ankam und Pepe mitten in kriminelles Geschehen platzte und der Polizei durch sein gespenstiges Auftauchen zwei Verbrecher frei Haus lieferte, mußte in einer unfaßbar fernen Vergangenheit mal besonders dämonenträchtig

gewesen sein.

Oder – auch diese Vermutung lag nahe – jene Stelle war lediglich eine Art »Station« gewesen, um überhaupt von Kh'or Shan nach drüben zu gelangen. Die Tatsache, daß in grauer Vorzeit auf der Erde seltsam legendäre und furchteinflößende Wesen gelebt hatten, war nach all dem, was Carminia bisher erlebte, wohl nicht mehr von der Hand zu weisen.

»Aber da gibt es noch mehr«, fuhr die schöne Brasilianerin fort. Sie hatte das lange, dichte Haar füllig gekämmt, und es rahmte ihr hübsches Gesicht, das aussah, als hätte ein begnadeter Künstler es modelliert. Carminia hatte große Augen und lange, seidige Wimpern, einen schön geschwungenen, verführerisch schimmernden Mund, eine edle, gerade Nase. Ihre Haut hatte die Farbe von Sahnekaffee. »Nicht nur auf der Erde existierten Gefahren – sondern auch auf anderen Welten. Ich bin überzeugt davon, daß wir draußen mit dem ›Spiegel‹ jeden prekären Punkt erreichen können, wenn wir das nur wollen…«

Irgend etwas in diesem kleinen Tempel am Rand des Palmenhaines erinnerte sie an die Vergangenheit, und sie fand unter einer 'Altarplatte auf einer schimmernden, zusammengerollten Folie in tabellarischer Form eine Aufstellung von Bildern und Symbolen, die genau zu jenen paßten, die sie in dem Modell wiederfand.

Das war der Schlüssel.

Es dauerte nur wenige Minuten, um jene Gedanken wieder zurückzurufen, die sie schon mal vor Jahrtausenden als Loana gedacht hatte. Als Carminia Brado war sie zum zweiten Mal in Rio de Janeiro geboren worden. In ihrem ersten Leben hieß sie Loana und war die Tochter des Hestus. Das lag gut zwanzigtausend Jahre zurück…

Seitdem hatte sie möglicherweise weitere Reinkarnationen erlebt, deren sie sich jedoch bisher nicht erinnern konnte, waren sie bedeutungslos gewesen? Oder hatte ihre Seele eine lange Wartezeit verbracht, ehe die Konstellation so günstig oder ungünstig war, daß ein Geschöpf namens Carminia Brado entstehen konnte?

Ihr wurde beinahe schwindlig bei dem Gedanken, was für eine sensationelle Entdeckung sie hier gemacht hatte. »Ungezählt sind die Welten, die Orte, die mit dem Spiegel zu erreichen sind. Kiuna Macgullygoschs Spiegel ist nur ein Abklatsch gegen das, was Hestus und seine Freunde hier geschaffen haben. Wenn Gefahr für sie im Verzug war, und wenn sie ihre Mission beendet hatten - konnten sie sich mit reiner Willens- und Geisteskraft wieder hierher zurückversetzen, wie wir es auch konnten.«

Sie machte nun, nachdem sie durch die Tabelle den Schlüssel zum Verständnis in der Hand hielt, eine Entdeckung nach der anderen. Sie stellte fest, daß dieser »Spiegel« als Symbol an vielen Orten der Welt und in anderen Parallelwelten und -reichen wiederkehrte. Wo immer

er sich befand, deutete dies darauf hin, daß irgendwann mal Hestus und seine Getreuen dort aufgetaucht waren. Auch dort, wo sich heute der Juwelierladen von Mr. Hutchinson befand, existierte mit Sicherheit noch ein Symbol, das den Spiegel darstellte. Wer vermochte zu sagen, wieviel Meter unter dem Keller – vielleicht in eine Felsspalte oder einfach auch nur in mehrere zusammengeschichtete Steine – das Spiegelsymbol angebracht worden war?

Carminia, Pepe und Jim trugen um ihre Hälse eine geflochtene Schnur, an der ein halbmondförmiges, etwa drei Zentimeter langes Gebilde hing. Dieses Gebilde stammte von einem der zahlreichen, pilzförmigen Gewächse, die es in rauhen Mengen drüben im Palmenhain in unmittelbarer Nähe des Originalspiegels gab.

Alles wies darauf hin, daß auch diese Gewächse durch reine Geisteskraft gestaltet worden waren und ein Programm enthielten, das in den klaren Hirnen jener entstanden war, die einst die Gärten des Hestus bevölkerten.

»Der große runde Spiegel – das war Sequus' Ziel«, murmelte Carminia Brado unvermittelt. »Nun kann ich verstehen, weshalb die Ursen und deren König alles daransetzten, um hier einzudringen und wie sie doch nicht in der Lage waren, diesen massiven Hindernissen auch nur das geringste entgegenzustellen.«

Carminia markierte sich einige Punkte auf der Tabelle und verglich sie dann mit jenen draußen am Originalspiegel.

Sie befanden sich genau an den aufgefundenen Stellen. Tabelle und Originalspiegel stimmten überein.

Der Rest war eine Kleinigkeit.

Anhand der Zeichen und Symbole, der hieroglyphenartigen Vermerke und Bilder konnte sie eindeutig feststellen, wo sich die Orte befanden, die mit diesem Spiegel zu erreichen waren.

Es gab Punkte auf Xantilon, Punkte auf Kh'or Shan, bestimmte Stellen überall in der Welt, in der sie geboren worden war, und unzählige ›Stationen‹ in den Reichen der Finsternis. Dazu gab es in der Tabelle eine Erklärung, durch die ihr bekannt wurde, daß die ›Stationen‹ in den Parallelwelten und Finsternisreichen bestens getarnt waren. Nur in den seltensten Fällen war es bisher vorgekommen, daß ranghohe Dämonen die Stellen aufspürten und auszulösen versuchten. Doch dies war ihnen in keinem einzigen Fall gelungen. Reine Geisteskraft, die sich gegen ihresgleichen richtete und stark genug war, konnte von ihnen nicht zurückgedrängt werden.

Ein weiterer Hinweis gab Carminia zu verstehen, daß der ›Spiegel‹ an jeden beliebigen Ort transportiert werden könne, der einem späteren Benutzer, der gleichen Sinnes, gleichen Geistes war, angenehm erschien.

Da mußte sie unwillkürlich an Björn denken…

»Ich muß zu ihm«, wisperte sie den beiden Jungen zu. »Es ist herrlich zu wissen, daß es nicht der geringsten Anstrengung bedarf, um ihn jetzt zu erreichen. Auf dem wiederaufgetauchten Teilstück Xantilons ist Björn in diesen. Minuten zu finden. Und nach all dem, was ich hier herausgefunden habe, gibt es nicht mehr den geringsten Zweifel daran, daß es eine › Station ‹ in den dunklen, burgartigen Gebäuden gibt, die Björn untersuchen wollte. Ich bin gleich wieder zurück…«

»Und wir kommen mit«, schaltete der Guuf-Junge sich einfach ein. »Ich habe ihn so lange nicht mehr gesehen.«

Carminia wußte, daß es keinen Sinn hätte, Pepe und Jim von ihrer Absicht, sie zu begleiten, abzuhalten.

Da sie keine Gefahr für die beiden darin sah, nickte sie kurzerhand.

»Gut! Dann folgt mir nach. Wir bleiben dicht beisammen.«

»Gesagt – getan…«

Carminia deutete auf das grünschraffierte Feld, in dem sich ein hieroglyphenartiger Schnörkel befand. Das Segment hatte etwa die Größe eines Daumennagels.

Man brauchte es nicht zu berühren, und man konnte es auch eigentlich in seiner normalen Größe gar nicht betreten.

Es genügte, wenn man sich darauf konzentrierte.

Und das tat die Brasilianerin. Es war nur ein kurzer, aber intensiver Gedanke, dort in dem von ihr auserwählten Feld verschwinden zu wollen.

Alles andere ging von selbst.

Ihr Körper wurde zu einem Nebel, der sich plötzlich blitzschnell drehte, zusammenballte und zu einem schnurförmigen Etwas wurde, das von dem Feld lautlos aufgesogen wurde.

Pepe und Jim, der Guuf, folgten auf die gleiche Weise nach.

Kurz hintereinander, wie sie den Garten des Hestus verlassen hatten, tauchten sie wenig später in der dritten Dimension auf, mitten in der Halle, in der – niemand von ihnen wußte es – vor kurzem noch Björn Hellmark gegen sich selbst, nämlich gegen Kaphoon zum Kampf antrat.

Sie kamen mitten in einem Kreis an, der in den Boden eingeritzt war.

In seiner stilisierten Form wies er entfernt Ähnlichkeit mit jenem komplizierten Gebilde aus Geist im Palmenhain auf.

Über Räume und Zeiten, über Dimensionen hinweg wirkte die geistige Kraft der Klugen und Weisen nach und war wie eine Brücke, die sich vom Garten des Hestus bis hierher schlug – und noch weiter, wie sie gleich merken sollten.

Keiner von ihnen kam mehr dazu, etwas gegen die mechanisch ablaufende Folge der Dinge zu unternehmen.

Kaum spürte Carminia festen Boden unter den Füßen, da begann die Drehbewegung erneut.

Was hatte das zu bedeuten?

Sie versuchte sich aus dem Strudel herauszuwerfen. Es ging nicht. Es schien, als würde eine magnetische Kraft auf ihren ganzen Körper einwirken.

Carminia und gleich darauf die beiden Jungen wurden in einen Strudel gerissen, der an seinem Ende wie ein wildes, glühendes Auge wirkte.

Alles um sie herum brauste und tobte. Sie drehten sich wie auf einem Karussell, dessen Fahrt in teuflische Raserei ausartete.

Dann – blitzartige Bewegungslosigkeit…

Sie waren am anderen Ende des Wirbels angekommen, spürten festen Boden unter den Füßen, fielen durch die plötzliche Haltebewegung wie Kegel durcheinander und blickten sich aus aufgerissenen Augen in der neuen Umgebung an.

Das war nicht mehr die Halle, in der sie ursprünglich angekommen waren. Ein saalartiges Gewölbe umgab sie. Gewaltige Säulen und auf dem Gewölbe schien ein grüner Himmel, darauf waren seltsam bizarre Landschaften gemalt, in denen sich nicht minder seltsame, bizarre Wesen bewegten.

Sofort spürten sie alle drei, daß hier etwas nicht stimmte.

Gefahr! Wie eine Alarmglocke schlug dieser eine Gedanke in Carminia an.

»Ihr müßt sofort zurück«, stieß sie hervor. »Ich weiß nicht, wo wir sind, ich weiß nicht, wie wir hierher kommen… zurück in die Gärten!«

Noch waren sie an Ort und Stelle, wohin der Strudel der Ereignisse sie geworfen hatte. Wenn alles normal verlief, war es überhaupt keine Schwierigkeit, die gleiche Aktion einfach umzukehren, um wieder in die magischen Gärten des Hestus zurückzukommen.

Pepe und Jim griffen nach den halbmondförmigen Gebilden an ihrem Hals. Sie umklammerten es und das hätte normalerweise auch schon genügen müssen.

Normalerweise…

Aber das hier war kein normaler Fall mehr.

»Da ist etwas schief gegangen!« entrann es den Lippen der Südamerikanerin. Ratlosigkeit und eine gewisse Angst waren in ihrem Blick zu erkennen.

Was hatte sie falsch gemacht? Weshalb war nach der ersten Ankunft in einem der magischen Kreise eine zweite Bewegung zustande gekommen? Das war doch eigentlich vollkommen unlogisch und unvernünftig. Nur von der Hauptstation aus, im Garten des Hestus, war es möglich, einen bestimmten Punkt anzuwählen, aber

doch nicht…

Da lief es ihr eiskalt über den Rücken, als sie unwillkürlich noch mal den Blick hob, um sich die Bilder an der Decke genauer zu betrachten.

Auf einer riesigen Echse reitend, eingehüllt in eine stählerne Rüstung, das Schwert schwingend, die Arme spreizend, so daß sich die Metallflügel auf ihrem Rückenpanzer entfalten konnten, ritt eine teuflisch-schöne Frau zwischen urwelthaften Monstern, grausig anzusehenden Ungeheuern und gehörnten Teufeln über Berg und Tal, tauchte immer wieder als vernichtende Kriegsherrin auf und ritt von Sieg zu Sieg…

Apokalypta!

Der Name brannte sich förmlich in ihr Hirn.

Da begriff Carminia, was geschehen war.

Irgendwann, auch unbemerkt von Hestus und seinen Getreuen, war es zumindest dieser reinblütigen Dämonin gelungen, eine der › Stationen ‹ für ihre Zwecke umzupolen.

Aber – das konnte doch nicht sein. Das widersprach allen Gesetzen, die Hestus und seine Weisen entdeckt und befolgt hatten.

Dann gab es nur eine einzige Erklärung. Die Kräfte, die in einem Bereich bereits über Jahrtausende wirkten, hatten hier ihre Wirksamkeit verloren und die Mächte der Finsternis schickten sich an, neue Bereiche zu erobern und sich günstige Ausgangspositionen zu schaffen.

Dies war eine Falle, und jetzt war sie zugeschnappt. Für sie alle drei…

»Wo sind wir, Carminia?« fragte Pepe leise. Er erhob sich und ließ den Blick in das weite Rund der gewaltigen Halle schweifen.

»Keine Ahnung, mein Sohn«, entgegnete die Brasilianerin ebenfalls mit leiser, gedämpfter Stimme. »Wenn ich's wüßte, war's mir wohler. Bis jetzt – so scheint mir jedenfalls – sind wir die einzigen, die sich hier aufhalten. Weit und breit gibt's keine Menschenseele…«

Der Eindruck täuschte.

Sie konnte in diesen Sekunden noch nicht ahnen, daß sie alle drei in die Vergangenheit der Erdgeschichte geschleudert worden waren. In die Vergangenheit jenes Teils von Xantilon, von dem man behauptete, daß Molochos hier als Herr triumphierte und residierte.

Ebenfalls ahnungslos war sie darüber, daß sich hier an diesem Ort Björns, Ranis und Arsons Schicksal entschieden hatte.

Carminia war eine kluge Frau, die wußte, was sie wollte. Auf keinen Fall gab sie zu schnell auf.

Mehrere Male noch unternahm sie mit Jim und Pepe einen Versuch, doch noch dem Zugriff dieser Macht zu entrinnen. Aber alle Versuche blieben ohne Ergebnis.

Da fingen sie an, ihre nähere Umgebung zu ergründen, in der Hoffnung, einen anderen Ausweg aus ihrer mißlichen Lage zu finden.

Über die Treppen erreichten sie das große, weit geöffnete Tor und von hier aus, ohne, daß sie von irgend jemand aufgehalten worden wären, den Palastsaal, in dem das große Fenster zum Balkon ebenfalls noch geöffnet war.

Da meinte Carminia, eine eiskalte Hand würde sich um ihr Herz spannen.

»Rani! Arson!« wisperte sie entsetzt.

Da vorn standen die beiden Freunde.

Oder – waren sie nur Wachsnachbildungen? Sie rührten sich nicht. Mit keiner Geste gaben sie zu erkennen, daß sie sie hier vorn wahrnahmen.

Da bewegte Rani Mahay die Augen. Es war das einzige Lebenszeichen von ihm – zu mehr war er nicht fähig.

*

Carminia Brados Gedanken fieberten.

Eine neue Falle? Eine Vision? Sollten sie auf diese Weise hierher gelockt werden?

Sie war unbewaffnet und von einer Sekunde zur anderen in eine Situation geraten, die alles von ihr erforderte.

Wenn sie jetzt den geringsten Fehler beging, konnte dies das Ende bedeuten…

Vorsichtig ging sie Schritt für Schritt näher, als sich in ihrer Umgebung nichts weiter veränderte und niemand auftauchte.

Sie näherte sich Rani Mahay bis auf drei Schritte. Die Haut des Inders wirkte wie erstarrt.

Kein Muskel im Gesicht des Kolosses von Bhutan bewegte sich.

Sie streckte ihre Hand nach ihm aus bis ihre Fingerkuppen ihn berührten.

Ja – er war Wirklichkeit. Ihre Hand fuhr nicht durch den Körper hindurch.

»Was haben sie mit euch gemacht? Was ist hier geschehen, Rani? Arson?«

Nur die Blicke der beiden ruhten auf ihr, und flehentlich sahen die dunklen, warmen Augen sie an.

Diese beiden Männer brauchten Hilfe.

»Warum bewegt ihr euch nicht? Warum steht ihr da wie die Ölgötzen?«

Rani und Arson konnten jedes Wort verstehen.

Alles in dem glatzköpfigen, breitschultrigen Inder wehrte sich und wurde zum Protest.

Wie konnte Carminia nur so etwas fragen? Ganz deutlich mußte sie doch sehen, daß sie Stück für Stück zu Stein geworden waren. Daß sie keine Menschen mehr aus Fleisch und Blut waren, daß nur ihre Sinne noch im Gehirn funktionsfähig waren, damit sie die Qualen erkannten…

Er fühlte eine entsetzliche, grausame Kälte in seinem ganzen Körper. Er fröstelte. Es kam ihm so vor, als würden ihm die Zähne aufeinanderschlagen. Doch er nahm keine Bewegung wahr und hörte kein Geräusch.

Er mobilisierte alle seine Kräfte, seinen ganzen Willen, um Carminia eine Antwort zukommen zu lassen, um sie aufzuklären über das, was ihnen hier im Palast der Apokalypta zugestoßen war.

Doch er war wie eine Statue. Er konnte die Lippen nicht auseinanderbringen, und kein Laut formte sich in seinem Kehlkopf.

Mahay konnte – ebenso wie Arson - noch klar und chronologisch denken.

Wieso kam Carminia hierher? Was ging hier vor? Er ahnte nicht, daß er ähnlich dachte wie die Brasilianerin, die sich ebenfalls Gedanken über ihre Anwesenheit machte.

In der Zwischenzeit – während sie in den magischen Gärten des Hestus weilte – war einiges eingetreten, wovon sie keine Ahnung hatte.

Dies war Apokalyptas Palast. Apokalypta war einer von Rha-Ta-N'mys sieben Hauptdämonen, die mit ihr auf Gedeih und Verderb verbunden waren. Jeder Hauptdämon war auf eine andere Weise zu verstehen und zu beseitigen. Wenn es überhaupt gelang… Blutsreine Dämonen hatten ein zähes, teuflisches Leben, dem nur schwer beizukommen war. Björn, sie und all die anderen, die mit Marlos und dem Geschehen darum zu tun hatten, waren mit schrecklichen Gewißheiten konfrontiert worden.

Björn stellten sich immer größere, immer mächtigere Feinde in den Weg, um ihn von seiner Mission abzubringen. In einem der Tempel, die im Garten des Hestus in zahlreichen Variationen zu finden waren, gab es sogenannte Dämonengesichter, die Hestus dorthin gebannt hatte, um die Grausamen an Rha-Ta-N'mys Seite in aller Ruhe studieren zu können. Doch auf halbem Weg war er offensichtlich aus einem noch unerfindlichen Grund stehen geblieben.

Durch den magischen Garten aber und die dort eingefangenen Konterfeis, die wie riesige Blasen über einem Tempel schwebten, war Hellmark zum ersten Mal in seinem Leben von Angesicht zu Angesicht mit seinen Feinden konfrontiert worden. Die zeigten sich ja sonst nicht. Nur in den seltensten Fällen. Meistens verbargen sie sich im Unsichtbaren ihrer grausigen Welten…

Wer aber seine Feinde kannte und sie zu benennen wußte, hatte es

einfacher. Er kämpfte nicht gegen Phantome.

Carminias Worte gingen Rani Mahay nicht aus dem Kopf. Ständig beschäftigte er sich mit ihnen.

Dann mußte er plötzlich an etwas denken, während Carminia unablässig auf ihn einsprach.

»Da stimmt etwas nicht, Rani… Arson… darüber müßt ihr euch im klaren sein… ihr verhaltet euch, als wäret ihr zu Stein erstarrt…«

Aber das sind wir doch auch, zuckte der Gedanke wie ein Blitz durch Ranis Gehirn. Das mußt du doch sehen. Wir fühlen den… Stein…, du aber kannst ihn sehen…

»Sie ist eine Hexe. Versucht euch das in euer Gedächtnis zurückzurufen. Wenn ihr mich hören könnt – macht euch bemerkbar. Gebt mir zu verstehen, daß ihr mich hört…« Klar und deutlich sprach die Brasilianerin.

Es war unmöglich zu nicken oder gar eine Hand anzuheben, um ihr dadurch ein Zeichen zu geben.

»Mit euren Augen! Wenn ihr mich versteht, blickt beide nach links. Versucht es!«

Das war überhaupt kein Problem.

Rani und Arson befolgten Carminias Vorschlag.

Der Brasilianerin fiel ein Stein vom Herzen. »Na also! Es geht doch. Ihr seid in die Irre geführt. Ich weiß nicht, was hier geschehen ist, aber ihr habt offensichtlich vergessen, daß Apokalypta es war, die auf euch gestoßen ist. Sie muß euch einen Befehl gegeben haben, den ihr befolgt. Aber das ist gar nicht notwendig. Sie ist eine Zauberin. Sie kann die Dinge nicht wirklich, die sie vorgibt zu tun. Sie braucht immer Helfer. Und ihre Helfer sind die sieben schwarzen Todesritter. Erinnert euch auch daran!«

Die Worte sprudelten rasch über ihre Lippen.

Es schien ihr darauf anzukommen, Ranis und Arsons Bewußtsein aktiv zu halten, damit sie nicht noch weiter in eine Art hypnotisches Vergessen fielen.

Ihr Auftauchen, ihre unablässigen, akustischen und optischen Angriffe zeigten Erfolg.

Apokalypta? In Mahays Unterbewußtsein stieg ein Gedanke auf, der immer faßbarer wurde. Rani erinnerte sich an die farbigen Bilder, die er wahrgenommen hatte, als er auf Zehenspitzen zusammen mit Arson geschlichen war.

Der Marsch der zig-Tausende auf die Mauer zu, in der Absicht, sie zu stürmen und Apokalypta zu Fall zu bringen.

Die Burg war kaum bewacht. Nur wenige bewaffnete Frauen befanden sich in verschiedenen Korridoren und Abteilungen des Palastes, die meisten jedoch waren offensichtlich darauf abgestellt, Apokalyptas Leben so schön wie möglich zu machen.

Sie wurde gepflegt und gehegt wie etwas Kostbares, wie eine Herrin, die jedermann lieben mußte. Die Angreifer, die versucht hatten, den Palast zu stürmen, waren von einem einzigen Gegner in die Flucht geschlagen worden.

Von einem riesigen Tier, das aussah wie eine Echse, aber geritten wurde wie ein Pferd. Und auf diesem Geschöpf hatte überdimensional, alle anderen wie eine Gigantin überragend, Apokalypta gesessen. Aber zur gleichen Zeit, während sie als Riesin in die Reihen der Anmarschierenden preschte, stand sie da vorn auf dem Balkon ihres Palastzimmers und beobachtete von dort aus die Ereignisse.

Und dann Kaphoons Zuruf. Er hatte den Männern und Frauen gegolten, die in wilder Entschlossenheit, nur mit dem Notdürftigen bewaffnet, hier angetreten waren.

Kaphoon hatte ihnen erklärt, daß die Apokalypta auf dem Echsentier nur eine Fata Morgana, eine Vision war. Sie konnte zaubern und Bilder schicken, die andere wahrnahmen und als echt empfanden.

So weit schon hatte Rani Mahay sich in Gedanken vorgewagt. Die Erkenntnis traf ihn wie ein Peitschenschlag.

Apokalypta hatte sie – hypnotisiert! Sie hatten lediglich das Gefühl, zu Stein zu werden – aber in Wirklichkeit erstarrten sie nicht.

Einmal diesen Gedanken erfaßt, arbeitete er unablässig daran, ihn nicht wieder loszulassen.

Ein harter Ausdruck trat in seine Augen.

Er kämpfte an gegen den Widerstand, den Apokalyptas Worte in ihm bewirkt hatten, und der sich in der Erstarrung seiner Glieder niedergeschlagen hatte.

Da – eben spürte er wieder, daß er seine Augenlider bewegen konnte.

»Ja!« Carminia rief es freudig aus. »Weiter, Rani! Weiter, Arson! Ihr werdet es schaffen… Besiegt Apokalyptas hypnotischen Willen, und ihr seid frei!«

Dann lief ein Zucken durch die Wangenmuskeln des Inders. Es war, als ob er einen gewaltigen Krampf zurückdränge. Sein ganzer Körper, sein ganzer Wille befanden sich in Aufruhr, um Stück für Stück von dem zurückzuerobern, was sowieso ihnen gehörte.

Rani spürte förmlich, wie das Blut in seinen Adern wieder zu pulsieren begann. Die Haut wärmte sich. Die Grabkälte wich von ihm.

Dann endlich konnte er wieder einen Finger bewegen. Einen zweiten, schließlich die ganze Hand.

»Carminia«, sagte er mit dumpf klingender Stimme, die ihm selbst fremd vorkam. Sein erstes Wort. Nach wie langer Zeit? Er wußte es nicht. »Ja, ja… du hattest… recht. An uns selbst lag es… den Bann zu überwinden… doch es bedurfte erst deines Anstoßes, ihn zu

erkennen.«

Er machte einen Schritt nach vorn. Es war eine verkantete, ruckartige Bewegung, wie sie eher zu einem Roboter gepaßt hätte.

Doch dann waren seine Glieder wieder elastisch, seine Muskeln wieder gut durchblutet, und er war wieder ganz der alte Mahay. Stark und bereit, den Kampf gegen die Dämonin von neuem aufzunehmen und sich nicht jedes Mal von ihren magischen Kräften, die in erster Linie auf Hypnose basierten, ins Bockshorn jagen zu lassen.

Er rieb sich die Arme und Fußgelenke und strich mit den Händen über seine Beine, weil es ihn überall prickelte, als ob Nadeln stechen würden.

Er war Arson behilflich, dies ebenfalls zu tun. Der Mann mit der Silberhaut hatte etwas größere Schwierigkeiten, den hypnotischen Bann abzustreifen. Doch nachdem er den Gedankenmechanismus erkannt hatte, konnte auch er sich ihm widersetzen, ohne erneut das Gefühl zu haben, versteinern zu müssen.

Apokalyptas dämonische Hypnose konnte sich überall und zu jeder Zeit wieder hier in dem großen Palast auswirken, sobald sie auftauchte und merkte, daß ihre Gegner sich durch Gedankenkraft befreit hatten.

Diesmal würden sie sicher nicht so glimpflich davonkommen. Außerdem fiel ins Gewicht, daß Apokalypta nicht allein in diesem Palast lebte. Da gab es Dienerinnen, die sich um sie kümmerten und sie hegten und pflegten wie eine kostbare, seltsame Pflanze.

Sie teilten sich kurz gegenseitig mit, auf welche Weise sie in diese Lage geraten waren.

Dann kehrten Rani Mahay und Arson mit Carminia Brado und den beiden Jungen zu dem großen, in den Boden eingeritzten Kreis zurück. Aufmerksam achteten sie dabei auf ihre Umgebung und auf jedes Geräusch.

Nicht ein einziges Mal stellte sich ihnen jemand in den Weg oder tauchte in den Korridoren oder an der Tür auf, um nach ihnen zu sehen.

Die wenigen Menschen in dem riesigen Palast schienen sich ihrer Sache unter Apokalyptas Herrschaft vollkommen sicher zu sein.

Zusammen mit Mahay unternahm Carminia noch mal den Versuch, zumindest Pepe und Jim in die Gärten des Hestus zurückkehren zu lassen.

Doch von dieser offenbar verfälschten Nachbildung eines Spiegels wie Hestus und der andere Geist ihn geschaffen hatte, war dies nicht zu erwarten.

Auch Jim und Pepe mußten bleiben.

Carminia hatte von dem Schicksalsschlag gehört, der Björn getroffen hatte.

Apokalyptas Plan wurde ihr klar. Sie wollte den einen durch den anderen auslöschen und damit Björns Geburt in der Gegenwart der Erde unmöglich machen. Er selbst jedoch, der hierher gekommen war, würde für alle Zeiten an der Seite der ›ewigen Unheilbringerin‹ sein Leben verbringen. Und damit vielleicht selbst zu einem ›ewigen Unheilbringer‹ werden, weil er seine wahre Mission, sein wahres Ich vergessen hatte…

Was für ein Schicksal!

»Wir müssen alles tun, um ihn aus seiner Lage zu befreien.« Rani Mahay sagte, was alle dachten.

»Und wie?« fragte Carminia besorgt.

»Wir wissen, wohin er sich begeben hat. Er hat Kaphoon verfolgt, Apokalypta und Tantor sind ihm daraufhin nachgeritten, offensichtlich um zu sehen, wie der Kampf ausgeht. Arson und ich wissen nicht, wieviel Zeit seither verstrichen ist. Doch allzu lange kann es nicht her sein. Es müßte schon mit dem Teufel zugehen, wenn wir nicht ihre Spuren finden sollten…«

Er machte den Vorschlag, den Palast zu verlassen und draußen in den Ställen nachzusehen, ob dort genügend Pferde vorhanden wären.

»Mir ist es so vorgekommen, als ob es sich bei den Tieren um ganz normale, gewöhnliche Pferde handelt. Solche aus Fleisch und Blut – nicht solche, deren Leben auf den Odem der Hölle zurückgeht. Aber das werden wir ja gleich wissen. Packen wir's an…«

Man merkte Rani Mahay und Arson nicht mehr an, welche Belastung sie hinter sich gebracht hatten. Es war ihnen gelungen, sie abzuschütteln.

Auf dem Weg durch den geräumigen Palast, über Treppen und breite Verbindungsstege hinweg, die die Etagen miteinander verbanden, gelangten sie in die untersten Räume.

In einer großen Halle lagen Schwerter, Lanzen und Speere bereit, Pfeil und Bogen, die nur darauf warteten, von irgendwelchen Soldaten der Apokalypta verwendet zu werden.

Doch keiner von ihnen war anwesend. Die ›ewige Unheilbringerin‹ fühlte sich hinter diesen Mauern so sicher, daß dieser Saal nicht mal bewacht wurde.

Das machte es den Freunden leicht, sich mit all dem zu versehen, was sie eventuell brauchen konnten.

Jeder von ihnen nahm ein Schwert an sich, Arson und Rani statteten sich zusätzlich mit einem Köcher, Pfeilen und einem Bogen aus.

Auch Pepe, der auf Marlos im Spiel das Bogenschießen erlernt hatte, hängte sich einen um.

Sie erreichten einen der Ausgänge zum Hof. Der lag genau unter dem Balkon, auf dem Tantor und Apokalypta die riesige Vision, die

die ›ewige Unheilbringerin‹ auf den Kampfplatz geschickt hatte, verfolgten…

»Dort drüben liegen die Ställe«, wisperte der Inder. Mit einem leichten Kopfnicken deutete er die Richtung an, die er ausgemacht hatte. Die langgestreckten Hallen enthielten die Pferdeboxen.

Die Geräusche ließen zumindest den Schluß zu, daß sich dort auch Tiere aufhielten.

Rund fünfzig Schritte lag der Eingang von den Ställen entfernt. Die Freunde blickten sich aufmerksam um.

»Die Luft ist noch rein…«, flüsterte Arson. »Nichts wie rüber…«

Es war, als hätte es nur dieser Worte bedurft.

Plötzlich vernahmen sie schrille Schreie hinter sich, die sie an das Kampfgeschrei der amerikanischen Indianer aus einem Wildwestfilm erinnerten.

Wie von einer Tarantel gebissen, wirbelten Carminia, Rani, Arson, Pepe und Jim, der Guuf herum.

Sie kamen durch den Gang… sie lösten sich hinter massiven Säulen und Mauervorsprüngen, durcheilten mit schnellen, federnden Schritten die Halle und kreisten sie ein.

»Amazonen!« entrann es ungläubig Carminia Brados Lippen.

Schöne, junge Frauen in kämpferischer Pose, in jeder Hand ein Breit- oder ein Krummschwert, griffen sofort an, ohne eine Sekunde zu verlieren.

Apokalyptas Kämpferinnen trugen nichts weiter auf der Haut als knappe Bikinis, so daß ihre vollendeten Figuren voll zur Geltung kamen.

»Die gehören an den Strand von Ceylon«, entfuhr es dem glatzköpfigen Inder. »Aber in diesem Aufzug rennt man doch nicht mit dem Schwert herum, sondern nimmt höchstens ein Obstmesser zur Hand, um eine Apfelsine zu schälen.«

Dann ging es drunter und drüber…

*

»Vielleicht sind auch sie nur Visionen Apokalyptas!« machte Arson sich bemerkbar.

»Das werden wir ja gleich feststellen«, entgegnete Mahay.

Und sie stellten es fest! Carminia rief Pepe und Jim zu, sich so weit wie möglich seitlich zu halten, um nicht direkt in das Kampfgeschehen einbezogen zu werden. Mit den vier aufgetauchten Amazonen sollten Arson, Mahay und Carminia eigentlich fertig werden.

Doch das erwies sich als gar nicht so einfach, wie sie zunächst glaubte.

Die Kämpferinnen benahmen sich geradezu heroisch. Sie kämpften

mit beiden Armen gleichzeitig, und ihre Schwerter wirbelten durch die Luft, als hätten sie ihr Leben lang nichts anderes gemacht.

Schwerter klirrten. Die Amazonen kämpften mit lächelnder Miene und einer Leichtigkeit, als würden sie über unerschöpfliche Kraftreserven verfügen.

Sie wurden durch die Kampfhandlungen hier länger aufgehalten, als ihnen allen lieb war.

»Lauft zu den Ställen hinüber, Pepe, Jim!« rief Carminia. »Stellt die Pferde bereit!«

Die beiden Jungen gehorchten, während die Brasilianerin, der Inder und Arson, der Mann mit der Silberhaut, einen harten, unerbittlichen Kampf ausfochten, um ihr Leben zu erhalten und aus dieser Situation das Menschenmögliche für sie alle zu machen.

Carminia Brado war erstaunt, mit welcher Bravour auch sie das Schwert zu führen verstand. Es war, als würden bisher verschüttete Fähigkeiten in ihr wach, die mit der Gefahr wuchsen.

Sie war Carminia und Loana, und als Loana war sie in der Kunst des Schwertkampfes so perfekt wie möglich ausgebildet worden.

Sie konnte einer ihrer Gegnerinnen ein Schwert aus der Hand schlagen und in dem nachfolgenden, heftigen Kampf besiegen.

Ein Feind weniger!

Carminia atmete schnell. Schweiß perlte auf ihrer Stirn, und das schwarze, seidig schimmernde Haar war zerzaust.

Sie blutete am rechten Oberarm, achtete jedoch nicht darauf, weil sie sah, daß sich Arson in äußerster Bedrängnis befand.

Der Mann mit der Silberhaut hatte offensichtlich Schwierigkeiten, mit seiner Gegnerin fertig zu werden. Die war ihm haushoch überlegen, drängte ihn Schritt für Schritt zurück, hieb ihre Schwerter immer wieder nach vorn, und Arson schaffte es gerade noch, durch geschickte Bewegungen oder einer schnellen Schlagreaktion dem Tod zu entgehen.

Er kämpfte mit dem Rücken zur Wand.

Da war Carminia heran.

»Hier!« rief sie mit heller Stimme. Mit beiden Händen umklammerte sie den Griff des schweren Schwertes und ließ es durch die Luft sausen.

Die Amazone warf nur einen kurzen Blick zur Seite und parierte den Schlag mit der rechten Hand, während sie mit der linken weiter gegen Arson vorging.

Die Arme der Kämpferin bewegten sich mit solcher Schnelligkeit, daß die einzelnen Bewegungen mit bloßen Augen kaum zu verfolgen waren.

Arson wurde mehrfach getroffen. Wie die Zunge eines Chamäleons, so schnell stieß die Schwertspitze immer wieder nach vorn, und

erwischte den Mann der Zukunft auf der Brust, an der Schulter, am Arm, ohne jedoch so schnell und konsequent zustoßen zu können, daß das Leben ihn verließ.

Da verhakte sich die Schwertspitze seiner Gegnerin im Bügel des Griffes seiner Waffe.

Ein kurzer, harter Ruck…

Unter normalen Umständen wäre es Arson noch möglich gewesen, seine Hand so hart um den Griff zu legen, daß er die Waffe nicht verloren hätte. Doch die Strapazen und die Ereignisse der letzten Stunden waren nicht spurlos an ihm vorübergegangen.

Seine Waffe flog durch die Luft und landete fünf Meter entfernt klirrend auf dem steinernen Boden, wo die Funken sprühten, als Metall und Stein sich berührten.

Arson in Todesgefahr!

Die Amazone hielt mit der Waffe in der rechten Hand Carminia in Schach und holte gleichzeitig mit der linken aus, um dem Mann mit der Silberhaut den Todesstoß zu versetzen.

Da preschte die Brasilianerin vor.

Sie tauchte unter dem rechten Kampfarm der Amazone hindurch und setzte alles aufs Spiel, um die unerfreuliche Situation zu beenden.

Mit ihrem ganzen Körpergewicht warf sich sich gegen die Kämpferin und schleuderte sie zurück, ehe diese kraftvoll zustoßen und Arson den Tod bringen konnte.

Carminia Brados überraschende und riskante Handlungsweise führte zur Entscheidung.

Die Amazone wollte beide Schwerter auf die Brasilianerin herabsausen lassen, aber Carminia war eine Sekunde schneller. Ihr Schwert durchbohrte die Gegnerin und tötete sie auf der Stelle.

Arson stand schwer atmend an der Wand, schöpfte neue Kräfte und flüsterte Carminia ein leises »Danke« zu.

Sie hatte ihm das Leben gerettet!

Daß er in der nächsten Sekunde auch zu ihrem Lebensretter werden sollte, ergab sich aus der Konstellation der Dinge.

Die vierte Amazone löste sich plötzlich von Rani Mahay, dem sie mit einer zweiten Partnerin höllisch zugesetzt hatte, ohne ihn zu Fall zu bringen, und wollte ihrer Gefährtin, die Carminia anfiel, noch zu Hilfe eilen.

»Achtung! Carminia!« brüllte Arson, der sah, was sich anbahnte.

Die Amazone der Apokalypta warf sich mit beiden Schwertern der Brasilianerin entgegen. Sie wollte die mutige Kämpferin, in der sich in diesen Minuten Loanas ganzer Kampfgeist zeigte, mit einem kurzen, gezielten Hieb zu Boden strecken.

Arsons Warnruf kam fast zu spät.

Carminia wäre vom Rücken her heimtückisch durchbohrt worden –

hätte es nicht noch jemand gegeben, der in dieser entscheidenden Sekunde eingriff.

Der Pfeil zischte durch die Luft und traf mitten ins Ziel. Er durchbohrte den Unterarm der Amazone, so daß die mit einem Aufschrei stehen blieb, die Hand mit der Waffe herumriß und sie fallen ließ.

Das plötzliche Zögern, der augenblickliche Schreck, schenkten Carminia Brado weitere wertvolle Sekunden.

Die Amazone konnte ihren Plan nicht verwirklichen. Carminia Brado kam mit dem Leben davon.

Draußen vor dem großen Eingang hockte Pepe auf einem Pferd und legte einen neuen Pfeil in den Bogen. Der hatte eingegriffen und die Kunst des Bogenschießens, die er so oft auf Marlos geübt hatte – in diesen Sekunden hatte sie ihre Früchte getragen, als es darum ging, in Notwehr zu handeln und einem geliebten Menschen das Leben zu retten.

Rani Mahay wirbelte herum. Im gleichen Augenblick tauchten am anderen Ende des langen Korridors zehn – zwölf – vierzehn weitere, bis an die Zähne bewaffnete Amazonen auf.

»Aber nun nichts wie raus!« stieß der Inder hervor. »Gegen diese Übermacht kommen wir nicht an…«

Draußen im Hof warteten Pepe und Jim mit den tänzelnden Pferden auf Carminia, Rani und Arson.

Schweißüberströmt, verletzt, aber lebend stürzten die Freunde nach draußen.

Dämmerung hüllte sie ein. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne schufen ein opalisierendes Licht am westlichen Himmel.

Carminia, Rani und Arson schwangen sich auf die bereitstehenden Pferde.

»Nichts wie los!« feuerte der Inder seine Freunde an. »Wir haben mal wieder Glück. Das Tor steht offen. Alles ist bereit, offensichtlich um Apokalypta jederzeit hier einkehren zu lassen…«

Rund zweihundert Meter von den Ställen entfernt war das große Tor geöffnet und lenkte den Blick in die hügelige Landschaft, wo einige Tote lagen, die zuvor am Marsch gegen die Dämonin teilgenommen hatten.

In der allgemeinen Aufregung und der entstehenden Panik waren die Massen geflohen und hatten die eigenen Gefährten dabei niedergetrampelt. Andere waren durch die riesenhafte Erscheinung auf dem Echsenpferd und möglicherweise durch weitere visionäre Hypnobilder so sehr erschrocken, daß ihre Herzen stehen blieben und den Tod fanden.

»Reitet los! Ich komme sofort nach…« machte Mahay sich erneut bemerkbar.

Pepe und Jim ritten sofort los. Arson, der sich wieder erholt hatte, und Carminia rissen ihre Pferde zurück.

»Warum? Was ist los?« wollte die Brasilianerin wissen.

»Wir können es uns nicht leisten, daß eine Armee halbnackter Amazonen hinter uns herjagt und uns abermals in Schwierigkeiten bringt. Eben das will ich verhindern…«

Mit diesen Worten preßte er die Schenkel fest gegen den Leib des Reittieres, brüllte ein markiges »Hoyy« und preschte auf den Pferdestall zu.

Mahay riß die Tür auf, jagte den breiten Gang hindurch, an den Boxen entlang, öffnete sie, löste die Zügel der Tiere und trieb sie mit lautem Rufen und heftigen Gesten ins Freie.

»Hoyy! Hoyy, hoyy…« hallten seine Rufe durch den Hof und wurden als Echo an den Wänden, Erkern und Türmen gebrochen.

Arson und Carminia waren schon vorn an der Brücke, als sich deren Ketten plötzlich spannten und langsam und knarrend in die Höhe gezogen wurde!

Mahay verstärkte seine Anstrengungen. Er jagte wie ein Wirbelwind durch den Innenhof, um den Pferden die Richtung zu geben, die ihm genehm war, damit die heraneilenden Amazonen keine Gelegenheit hätten, die Flüchtlinge aus dem Palais der Apokalypta zu verfolgen.

Das mußte nun schneller gehen, als zunächst vorgesehen.

Er scheuchte die Tiere über die sich langsam hebende Brücke ins freie Land, kehrte noch mal um und wollte auch die letzten Tiere aus dem Hof treiben, um jede Möglichkeit der Verfolgung auszuschließen.

Doch die Brücke war schon zu hoch. Da schaffte niemand mehr den Sprung.

Zwei der Tiere stürzten in den steilen Abgrund. Unten rauschte gurgelnd und sprudelnd ein Graben, der etwa dreißig Meter tiefer lag.

Rani Mahays Gesicht war starr wie aus Marmor gemeißelt.

Er durfte keine Sekunde mehr verlieren, wirbelte herum, kehrte fast bis zum Ausgang des Palastes zurück, wo die Kämpferinnen auftauchten, und gab dem Pferd die Sporen.

»Und nun zeig, was in dir steckt«, murmelte der Inder. »Mit etwas Glück muß es doch noch zu schaffen sein…«

Er trieb das Pferd zu allerhöchster Eile an, und seine Augen waren nach vorn gerichtet auf die sich hebende Brücke, die den gähnenden Abgrund darunter freigab.

Jetzt kam es noch darauf an, daß er die richtige Absprungstelle fand. Wenn er die vermasselte…

»Jetzt!« Er brüllte nur dieses eine Wort, im gleichen Augenblick gab er dem Pferd die Sporen und klatschte mit der flachen Hand auf dessen Hinterteil, um nochmals einen zusätzlichen Ansporn zu

schaffen.

Das Pferd sprang.

Gut ein Meter achtzig über ihm schwebte die Brückenkante, rasselnd bewegten sich die Ketten, schlugen gegen die Metalleinfassung und zogen sie weiter in die Höhe.

Für eine Sekunde stand Rani Mahays Herz still.

Das Pferd stieß sich ab, und der Inder konzentrierte sich selbst voll auf den Sprung und das Hirn des Tieres, um seinen Willen konsequent einwirken zu lassen.

Er, der erfahrene Dompteur, der jahrelang mit wilden, ungezähmten Raubkatzen in einem weltberühmten Zirkus aufgetreten war, hatte diese Katzen durch reine Willenskraft in einer offenen Arena vorgeführt.

Und mit Willenskraft wollte er es auch jetzt schaffen.

Das Tier flog förmlich durch die Luft, wie katapultiert.

Mahay fieberte. Würde er es schaffen?

Ja! Knarrend hob sich die Brücke weiter, aber das Pferd schien den Absprung doch geschafft zu haben, schwang sich weit nach vorn – und schaffte es doch nicht!

Im letzten Augenblick ging es schief.

Mahay wußte im ersten Moment nicht zu sagen, wieso das gewagte Manöver schließlich doch noch mißlang.

Das Tier schrie wie zu Tode getroffen. Seine Beine knickten ein, mit der Hinterhand versuchte es dennoch, den absackenden Hinterleib nach vorn zu drängen, um dem Sturz in den Abgrund zu entgehen.

Das ging nicht mehr!

Das Pferd stürzte. Mahay ergriff die einzige Initiative, die jetzt noch möglich war, um nicht mitgerissen zu werden.

Seine Muskeln spannten sich. Der Inder warf sich nach vorn, auf die sich hebende Brücke zu.

Er rollte über die massiven Bohlen, geriet bedrohlich nahe an den eisengefaßten Rand und konnte sich gerade noch an einer Kette festhalten, sonst wäre er durch die Wucht des Aufpralls doch noch über den Rand hinausgeflogen.

Schweratmend blieb Mahay liegen. Er sah, wie das Pferd über den Rand rutschte, blickte ihm nach und erkannte, was geschehen war.

Jenseits des Grabens standen die Amazonen. Drei auf einmal hatten geschossen – und zwei hatten getroffen.

Im Leib des Tieres steckten zwei Pfeile.

Der dritte Pfeil war über die Brücke hinausgegangen, ohne daß es ihm bewußt geworden war.

Knirschend klappte die Brücke weiter nach oben. Steil ragte die Bohlenwand vor Mahay auf. Da ließ er einfach los und rutschte in die Tiefe, hinaus ins Freie, wo er sich sofort aufrappelte und dann in die

Landschaft lief, über die sich die Dämmerung wie ein Mantel deckte.

Vor ihm trabten die Pferde. In hektischer Eile suchten sie das Weite.

Der Abstand zwischen ihnen und ihm vergrößerte sich immer mehr.

Dann griff er zu einem Trick, der ihm bisher stets gelungen war.

Er konzentrierte sich auf eines der Tiere, das sich ihm am nächsten befand und befahl ihm durch lautlose Gedanken, sofort stehen zu bleiben.

Der Lauf des Pferdes wurde langsamer, das Tier wandte den Kopf und blickte sich irritiert um, als begriffe es nicht, was es tat.

Mahay rannte zu dem Tier.

Er schwang sich auf den Rücken, tätschelte dem Pferd den Hals und sagte: »Und nun nichts wie los, mein Freund! Wir müssen die anderen noch einholen. Ich glaube, wir haben es lange genug hier ausgehalten…«

Er trieb das Tier an und lenkte es Richtung Carminia und Arson, die ihm entgegengeritten waren, als sie sahen, daß er ihnen zu Fuß folgte.

Sie ließen die Hügel hinter sich, verschwanden hinter den Bodensenken und ritten im Schutz der Dunkelheit auf die Stadt zu, die sich wie ein gespenstiger Schemen, wie ein Bild aus einer fremden, unfaßbaren Welt vor ihnen in der Ferne auftürmte.

Sie ritten nebeneinander, Carminia genau in der Mitte zwischen Rani und Arson.

Der Mann mit der Silberhaut starrte wie in Trance auf die Erscheinung vor ihnen.

»Gigantopolis… jetzt weiß ich, was Apokalypta damit gemeint hat«, sagte er unvermittelt.

Carminia und Rani blickten ihn von der Seite an.

»Sieh doch mal genau hin… sicher seht ihr das, was auch ich sehe…«, fügte der Mann mit der Silberhaut noch hinzu.

Rani und Carminia blickten auf die seltsame Stadt, die Apokalypta als »Gigantopolis« bezeichnet hatte.

»Es ist ein seltsames Klingen rund um die Stadt«, ließ der Inder sich vernehmen, ohne sein Tempo zu drosseln.

Sie jagten durch die zunehmende Dunkelheit.

Das Land links neben ihnen wurde unübersichtlicher, Hügel- und Erdwälle lagen dort dichter beisammen, und auch die Vegetation war üppiger.

Hinter einem Erdhügel verharrten die Reiter.

Arson nickte. »Es ist ein Feld aus Feuer und Energie. Diese Stadt wurde niemals auf einem festen Untergrund erbaut. Sie ist, wie Apokalypta, aus dämonischer Energie entstanden und geistert durch

alle Zeiten und Räume der Menschheit. Diese Stadt, Carminia, Rani… nennen wir in der Zeit, aus der ich komme, die ›fliegende Stadt‹. Wie lange schon sind wir auf der Suche nach ihr, und jedesmal haben wir ihre Spur verloren. Sie kann sich ändern, wie Apokalypta jedes Bild, das sie hypnotisch schafft, verändern kann. Seht genau hin, wir werden gerade Zeuge, wie sie sich wandelt…«

Arson hatte recht.

In atemloser Spannung wurden sie Zeuge wie das seltsame Glimmen und Gleißen um die hohen, schlanken Türme, die wie Speerspitzen in den abendlichen Himmel ragten, sich verringerte, wie ein dunkler, schwerer Nebel alle Gebäude, spiralförmigen Verbindungen, Brücken und die düsteren Eingänge wie magisches Gespinst umhüllte. Die Stadt veränderte ihr Aussehen. Wirkte sie eben noch wie eine Projektion aus ferner Zukunft, in der man diese Gebäudeform am ehesten sich denken konnte, so wurde sie nun grau und trutzig mit schweren, massiven Mauern, bizarren Türmen und Erkern, düsteren Minaretten, die die rätselhafte Ansiedlung trotz einer hohen, alles einschließenden Mauer überragten.

Die Stadt vor ihnen schien in grauer Vorzeit von einem eigenwilligen Architekten errichtet worden zu sein. Die einzelnen Türme und Minarette standen so dicht beisammen, daß man sich ausmalen konnte, wie eng und gewunden die Straßen und Gassen sein mußten, die durch diese Stadt führten.

»Sie paßt sich jeweils der Zeit und der Umgebung an, in die sie gerade kommt«, murmelte Arson, ohne den Blick von dem Gebilde zu nehmen. »Und überall, wo diese Stadt auftaucht – hinterläßt sie eine verbrannte, glutflüssige Landschaft und verschwinden die Menschen spurlos für alle Zeiten in ihr. Egal, ob es sich um lebende oder tote handelt…«

Arsons Stimme klang belegt.

»Wie ist das zu verstehen?« wollte Rani Mahay wissen.

»Wir, die wir aus der Zukunft kommen und die Spuren der Vergangenheit nachvollziehen, um jene empfindlich zu treffen, die auch in meiner Zeit noch oder schon wieder an Einfluß gewonnen haben, können nur einen Verdacht aussprechen, weil wir nichts Genaues über dieses ›Gigantopolis‹ wissen. Es zu finden war schon vor langer Zeit mein Auftrag gewesen. In der Zwischenzeit habe ich andere Aufträge erhalten – aber nun, durch einen Zufall, finde ich das, was ich schon so lange suche. Um das Geheimnis der Stadt zu ergründen, müßte man sie betreten…«

»Dann tun wir's doch«, schlug Rani Mahay sofort vor. »Es ist anzunehmen, daß sich auch Björn dort aufhält. Dann schlagen wir gleich zwei Fliegen mit einer Klappe. Wir müssen ihm den Kopf zurechtrücken, damit er nicht noch mal auf solch dumme Gedanken

kommt, wie zuvor.«

Arson preßte die Lippen zusammen. »Wenn alles so einfach wäre, könnten wir nun sehr glücklich sein. Leider ist es nicht so. Es geht ein weiteres Gerücht um – das jedoch niemals bestätigt wurde. Doch in meiner Zeit nimmt man dies sehr ernst, denn es gibt genügend Beweise dafür, daß überall dort, wo die Stadt Apokalyptas auftauchte, die Erde verbrannt zurückblieb und von den Menschen in der Gegend nicht mehr das geringste zu finden war. Es heißt: Wer die Stadt betritt, gehört in der gleichen Minute zu den Monstern und lebenden Toten, die ihn dort erwarten…«

*

»Aber du hast doch auch eben gerade von den Toten gesprochen«, wandte Rani Mahay ein. »Wie paßt das zusammen, Arson?«

»Auch die Toten spielen in Apokalyptas Plan eine große Rolle. Sie gehören mit in die Armee der Schrecken, die sie aussenden wird, um ihre Herrschaft unter Beweis zu stellen. Jene Toten, die ihre schwarzen Boten heranschaffen, sind mit maßgebend für den Sieg, den sie erringen will. Denn die Toten…«

Arson unterbrach sich plötzlich. Sein geradeaus gerichteter Blick wurde hart.

»Seht euch das an!« wisperte er.

Es schien beinahe, als hätte es vorhin nur seiner Worte bedurft, um etwas in die Wege zu leiten, was sie nun alle beobachten konnten.

Aus dem Dunkel des Himmels, der sich gewaltig über der geheimnisvollen Stadt ballte, kamen Gestalten.

Berittene!

»Die sieben Reiter der Apokalypta!« entfuhr es Pepe.

Schnell legte er die flache Hand auf den Mund, als er sich erschrocken dabei ertappte, daß er laut aussprach, was er dachte.

Sieben schwarze Pferde, auf denen sieben, in Ritterrüstungen gekleidete Gestalten saßen, kamen direkt aus den dunklen, aufquellenden Wolken über der Stadt wie Geister aus dem Nichts.

Die Luft dröhnte unter den Hufen der Pferde, als ob die auf festem Boden daherkämen.

Der Weg vom Himmel in die Stadt führte für die Reiter steil abwärts.

Sie kamen nicht allein. Sie brachten etwas mit.

»Die Toten!« sagte Carminia leise, unwillkürlich an das denkend, was Arson vorhin ausführte und was sie alle noch nicht recht verdaut hatten.

»Menschen!« fügte Rani Mahay hinzu.

In dem stumpfen Glühen, das rund um die trutzige Stadt lag, sahen

sie die reglosen, schlaffen Körper quer vor den Berittenen liegen. Dann tauchten die sieben Todesboten der Apokalypta zwischen den Türmen und Minaretten in die Stadt und entzogen sich ihren Blicken.

Sekundenlang herrschte betretenes Schweigen.

Da war jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt und versuchte, einen Sinn in dem rätselhaften Geschehen zu finden.

»Es ist also doch so, wie das Gerücht behauptet«, fuhr Arson mit dumpfer Stimme fort. »Sie bringen die Toten in die Stadt der Alpträume. Was sie jedoch dort mit ihnen machen, das weiß bis zur Stunde niemand…«

»Dann werden wir es eben herausfinden«, murmelte Mahay. »Und zwar so schnell wie möglich…«

Er hatte kein gutes Gefühl. Die sieben schwarzen Todesboten der Apokalypta konnten offensichtlich ohne besondere Schwierigkeiten die Dimensionen wechseln.

Durch Björn wußte er, daß die sieben Todesreiter sich absichtlich in der sichtbaren Welt der Gegenwart aufhielten und dort einen Plan Apokalyptas erfüllten, den sie selbst nicht von hier aus steuern konnte.

Die sieben Todesboten waren in der sichtbaren Welt das sichtbare Zeichen ihrer Macht aus der Vergangenheit Xantilons heraus. Schwarze, körperlose Gestalten also, die sichtbar waren, weil es die Hülle gab, in der ein höllischer Geist wirkte, hatten in diesen Minuten Tote aus der dritten Dimension gebracht.

Menschen, die sie getötet hatten?

Mahay preßte die Zähne aufeinander, daß ihn die Kiefer schmerzten.

Es verging keine weitere Minute, da kamen die Geisterreiter wieder aus der Stadt zwischen den bizarren Türmen hervor und stiegen hinauf in den Himmel, wo sie im Gewölk verschwanden.

»Sie kehren zurück«, murmelte Carminia. »Wohin?«

Mit brennenden Augen starrten sie in den düsteren Himmel, wagten aber kaum zu atmen, als fürchteten sie, durch das geringste Geräusch oder eine falsche Bewegung die unheimlichen Feinde auf sich zu ziehen.

Eine weitere Auseinandersetzung konnten sie sich in diesem Augenblick noch nicht leisten.

Ihre Flucht war schnell und überhastet aus dem Palast erfolgt, und nun standen sie vor dem Problem, sich zu verbergen und gleichzeitig alles zu tun, um Hellmarks Befreiung in die Wege zu leiten.

Jim, der Guuf, der ganz rechts an der Reihe stand, einen halben Schritt weiter vorn als die anderen, sah das andere zuerst.

Seine großen, runden und wimperlosen Augen nahmen auch Dinge wahr, die sich nicht direkt innerhalb seines Blickfeldes befanden.

»Björn!« stieß er plötzlich erregt hervor. »Da vorn ist… Björn.«

Wie auf ein gemeinsames Kommando hin, wirbelten die Köpfe der anderen herum, und die Augen richteten sich auf den von Jim angegebenen Punkt, auf den er deutete.

Mit ausgestreckter Hand wies der Guuf auf den Mann, der sich in der Dunkelheit zwischen den düsteren Hügel - offensichtlich mit seinem Pferd auf einem Felsplateau stehend und nur in Steinwurfweite entfernt – abhob.

»Björn!« entrann es auch Carminias Lippen.

Der Mann dort auf dem weißen Pferd mit dem blonden Haar, der kräftigen, sportlich gestählten Figur – das war in der Tat niemand anders als der Mann, den sie liebte.

Ehe die anderen es verhindern konnten, trieb Carminia ihr Pferd an und jagte zu dem Einsamen in der Dunkelheit.

Der sah sie herankommen.

Es war überhaupt kein Zweifel daran, daß dieser Mann hier die ganze Zeit über schon seine Beobachtungen gemacht hatte. Aber jetzt, als Carminia sich aus der Reihe der Freunde löste, riß er einen Augenblick später sein Pferd herum und preschte in gestrecktem Galopp in die Dunkelheit. Er verschwand zwischen den Hügeln.

Carminia Brado wagte nicht, ihm nachzurufen. Jedes unnötige Geräusch in der Nähe der rätselhaften Stadt konnte ihnen neue Feinde einbringen.

Carminia jagte als gewandte Reiterin durch die Nacht, folgte dem Fliehenden und machte sich Sorgen um den Mann, den sie liebte.

Dessen Verhalten war nur dann verständlich, wenn er noch immer unter dem Bann der Dämonin Apokalypta stand. Aber nach all dem, was Rani und Arson beobachtet hatten, schien es doch so zu sein, daß Apokalypta, Tantor und mit ihnen Hellmark nach Gigantopolis geritten waren, wo Hellmark nicht mehr von der Seite der Kriegsherrin weichen sollte.

Andererseits waren sie alle in die Vergangenheit Xantilons getaucht, in jene Tage, als ein legendärer Herrschersohn von sich reden machte. Das war – Kaphoon. Aus dem Dasein jenes Mannes war zwanzigtausend Jahre später schließlich wieder Hellmark hervorgegangen.

Und der jetzt vor ihr Fliehende konnte auch Kaphoon sein. So genau hatte sie es in der Dunkelheit nicht sehen können.

Sie erreichte die andere Seite des Hügels und konnte gerade noch erkennen, wie das weiße Pferd mit seinem Reiter einen steilen Felspfad hochtrabte, hinter einer Felswand verschwand, für den Bruchteil einer Sekunde noch mal erschien und dann – deutlich zu erkennen – in einen Wasserfall ritt…

*

»Na, siehst du, meine Liebe«, sagte in diesem Moment Donovan Conetti zu seiner Frau, die neben ihm auf dem Beifahrersitz saß. Er streichelte ihr zärtlich die linke Wange und fuhr zu sprechen fort. »Manchmal muß man eben seine Faulheit überwinden und den Gang zum Arzt antreten. Die Untersuchung hat doch ein erfreuliches Ergebnis gebracht, nicht wahr?«

Er lächelte die dunkelhaarige, grazile Frau an seiner Seite an, und man merkte, daß er selbst über die so gut ausgefallenen Ergebnisse glücklich war.

Liza Conetti, eine fünfundvierzigjährige Frau, voller Elan und Leben, wirkte um viele Jahre jünger.

Auch Donovan Conetti, vor wenigen Wochen fünfzig geworden, wirkte gut zehn Jahre jünger. Man sah ihm die schwere Arbeit auf der Farm nicht an, und er war überzeugt davon, daß gerade die Arbeit und das gesunde Leben unter freiem Himmel in erster Linie dafür verantwortlich waren, daß seine »alten Knochen« – wie er sich stets auszudrücken pflegte – nicht einrosteten.

Liza Conetti seufzte, als sie einen Blick auf das Leuchtzifferblatt der Uhr am Armaturenbrett des Wagens warf. »Dafür ist es auch reichlich spät geworden, Don. Die Kinder werden sich schon Sorgen machen. Jim und sein Freund werden bestimmt auch schon zurück sein. Es ist ja bereits dunkel…«

Auf der kerzengerade in die Dunkelheit führenden, staubigen Landstraße fuhr zu dieser Zeit kein anderes Fahrzeug, als das Donovan Conettis.

»Noch fünf Minuten, Liza. Dann sind wir zu Hause.«

Unwillkürlich trat er fester auf das Gaspedal. Der Wagen wurde schneller.

Die Straße stieg sanft an, und als sie den höchsten Punkt erreicht hatten, führte sie eine Zeitlang auf dem Hügel geradeaus, um dann wieder abzufallen.

Aus der Höhe konnte man die Farm- und Wirtschaftsgebäude erkennen.

Liza Conettis Augen verengten sich. »Don…«, sagte sie plötzlich mit leiser Stimme. Sie war erschrocken.

»Ja? Was ist denn, Darling?«

»Die Farm… da brennen ja überhaupt keine Lichter…«

Das war Donovan Conetti gar nicht aufgefallen. »Vielleicht ist niemand zu Hause. Möglich, daß die jungen Leute einen Plan ausgeheckt haben und in die Stadt gefahren sind. Wir werden dann wohl eine Nachricht vorfinden…«

Einige Sekunden lang herrschte Schweigen.

Monoton summte der Motor.

»Aber in den Wirtschaftsgebäuden brennt auch kein Licht.« Liza Conetti sprach das aus, was ihr Mann dachte, der es jedoch absichtlich unterlassen hatte, um seine Frau nicht unnötig zu ängstigen.

»Dann ist aller Wahrscheinlichkeit nach der Strom ausgefallen. So etwas kann ja immer mal vorkommen…«

»Dann aber müßten sie den Generator laufen lassen. Um diese Zeit, Don, liegt doch noch keiner von unseren Leuten im Bett…«

Donovan Conettis Wangenmuskeln zuckten. Ihm gefiel das Ganze auch nicht. Aber er wollte sich seine Nachdenklichkeit und Sorgen nicht anmerken lassen.

Etwas stimmte nicht. Das spürte er nicht nur instinktiv, auch der ganze Eindruck, den sie beide erhielten, ließ keinen anderen Schluß zu.

»Beeil dich, Don! Fahr so schnell, wie's geht! Ich möchte nach Hause. Ich habe kein gutes Gefühl…«

Liza war eine sensible Frau. Es gab nur wenige Dinge in ihrem gemeinsamen Leben, die sie nicht vorausgeahnt hätte. Das war schon bemerkenswert.

Die noch verbleibenden drei Minuten bis zum Farmeingang kamen ihnen vor wie eine Ewigkeit.

Schon als sie das weit geöffnete Gattertor passierten, erfaßten die aufgeblendeten Scheinwerfer die Verwüstungen, die Spuren und die toten Menschen und Tiere, die im Hof und in der Nähe der Gebäude lagen.

Die Conettis glaubten sich in einen Alptraum versetzt.

Hart trat der Mann auf die Bremse. Der Wagen blieb mitten im Hof stehen.

Die beiden Menschen rissen die Türen auf und sprangen nach draußen.

»Don«, schluckte die dunkelhaarige, grazile Frau und sprach mit angsterfüllter, tonloser Stimme. »Was ist hier geschehen? Um Himmels willen… was ist denn hier passiert?«

Sie klammerte sich an den Arm ihres Mannes und wich nicht von seiner Seite. Wie in Trance gingen sie an den Pferden vorbei.

Die großen, tiefen Wunden wiesen auf Stichverletzungen hin. Und genauso war es bei den Menschen, die auf der Farm zurückgeblieben waren und Opfer eines grauenvollen, unerklärlichen Überfalls wurden.

Auch sie waren erstochen worden…

»Jim… Jennifer…« brach es plötzlich wie ein Aufschrei aus Liza Conetti heraus.

Da riß sie sich los und lief wie von Furien gehetzt zu dem dunklen Haus, wo die Tür schief und zerfetzt in den Angeln hing, wo es kein Fenster mehr gab, das noch ganz war.

»Liza!« brüllte Donovan ihr nach. »Bleib hier! Sei vorsichtig…«

Er lief hinter ihr her und hielt sie fest.

»Ich muß ins Haus, Don. Jim… Jennifer… wenn ihnen etwas passiert ist, wenn…«

Sie schluchzte, und Tränen rollten über ihre Wangen.

Da hörten sie den leisen Singsang, der durch die stille Nacht tönte.

Das Geräusch kam von jenseits der Ställe.

»Da ist jemand, Liza. Komm – wir sehen nach!« Er wollte nicht, daß seine Frau an dem dunklen Haus allein zurückblieb. Bevor er an den toten Tierkadavern vorbei auf die andere Seite des Hofes ging, kehrte er noch mal zu seinem parkenden Wagen zurück und nahm aus dem Handschuhfach die gesicherte Pistole.

Er entsicherte sie und fühlte sich gleich wohler mit der Waffe in der Hand. Hier in der Gegend trieb sich oft zwielichtiges Gesindel herum. Die Farmer in der Nachbarschaft klagten seit Monaten über unerklärte Einbrüche in Häuser und Ställe.

Auf der Jenkinsonfarm, gut zwanzig Meilen von der Conettifarm entfernt, war es gerade erst vor vierzehn Tagen zu einem makabren Vorfall gekommen. In der Nacht mußten mehrere Banditen in die Stallungen eingedrungen sein. Brutal schlugen sie den Wächter nieder und schlachteten dann an Ort und Stelle zwei Rinder.

Sie zerlegten die Tiere fachgerecht und transportierten das Fleisch in aller Heimlichkeit ab.

Irgendwo auf dem schwarzem Markt wurde es dann zu Geld gemacht.

Auch auf diese Weise geschahen Verbrechen.

Waren die gleichen Gangster, nach denen der Sheriff und die Polizei suchten, hier auf seiner Farm tätig geworden?

Im ersten Moment schien es der Fall zu sein. Doch bei näherem Überlegen mußte Donovan Conetti diesen Gedanken ebenso schnell verwerfen, wie er ihn gefaßt hatte.

Banditen kamen nicht unmittelbar nach Einbruch der Dunkelheit. Da herrschte noch das volle Leben auf der Farm, da schlief noch kein Mensch.

Hier war etwas anderes, Unfaßbares und Unglaubliches geschehen.

Sie eilten am Wirtschaftsgebäude entlang, bogen um die Ecke und…

»Jennifer!« schrie Liza Conetti auf.

Sie sah ihre Tochter, die auf dem Boden kniete und ein totes Pferd streichelte.

Es war ein prachtvoller Fuchs, ein Hengst – Jennifers Lieblingspferd ›Robinson‹.

Die bleiche Sichel des Mondes schob sich in diesem Moment hinter einer Wolkenbank vor. Das kalte, fahle Lacht tauchte die an sich schon unwirkliche Szene in eine gespenstige Atmosphäre.

Groß und drohend wirkten die Schatten von Donovan und Liza Conetti, die sich der knienden Jennifer näherten.

»Jennifer! Meine Tochter… oh, Kind, was ist hier bloß geschehen?« Liza Conetti ging in die Hocke, legte ihre Arme um die Schultern ihrer Tochter und versuchte sie herumzuziehen.

Jennifer war seltsam starr. Ihr Gesicht veränderte sich kaum, sie wandte nur kurz und flüchtig den Blick, wirkte irritiert, ratlos und war erschreckend bleich.

Wirr hingen die Haare in ihrer Stirn. Das junge Mädchen sang unablässig die gleiche, schwermütige Melodie weiter, ohne sich um die Ankunft seiner Eltern zu kümmern. Es schien, als hätte sie die gar nicht recht wahrgenommen…

Jennifer stand unter einem Schock. Donovan und Liza Conetti erkannten es mit Schrecken.

»Was ist geschehen, Jennifer?« Liza Conetti versuchte ihrer Stimme einen festen Klang zu geben. »Wer hat das - …getan?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete die Gefragte wie aus unendlicher Ferne. Ihre Stimme klang schwach und zart. »Robinson ist tot… er bewegt sich nicht mehr, Mam…«

Bei diesen Worten beugte sie sich nach vorn und streichelte über das fuchsrote, gepflegte Fell des toten Tieres. »Warum bewegen sich Tote nicht mehr, Mam?« fragte sie unvermittelt.

Ihr Blick war starr, in unwirkliche Ferne gerichtet. Der Glanz in ihren Augen ließ ihre Eltern erschauern.

Er war so kalt, so fremd, so unwirklich…

Dann fing sie wieder an zu singen. Im Rhythmus bewegte sie den Kopf, und weder Donovan noch Liza Conetti konnten sich daran erinnern, jemals diese seltsame, fremdartige Melodie gehört zu haben.

Es schien, als hätte Jennifer sie erfunden. Sie klang traurig, schwermütig und hatte einen eigenwilligen Reiz.

Dabei benutzte sie hin und wieder einige Worte, die bruchstückhaft herausgestoßen wurden, ohne daß sie einen Zusammenhang ergaben.

»Was ist mit den Leuten auf der Farm geschehen, Jennifer?« Ihr Vater baute sich vor der Tochter auf, packte sie unter den Achseln und hob sie langsam in die Höhe.

»Sie sind tot, Daddy…«

Der verklärte, entrückte Ausdruck auf ihrem Gesicht wich nicht.

»Was ist mit Jim, Jennifer?«

»Tot…«

»Wo ist er?« fragte der Mann mit Grabesstimme.

»Weg…«

»Aber wenn er tot ist, Jennifer – wie kann er da fort sein?«

»Sie haben ihn… geholt.«

»Wer ist ›sie‹, Jennifer?«

»Die Reiter, Daddy… die schwarzen Reiter in den Rüstungen mit den Schwertern…«

Donovan und Liza Conetti wechselten einen raschen, erschreckten Blick. Ohne daß ein Wort zwischen dem Ehepaar gewechselt wurde, verstanden die beiden sich.

Sie fürchteten um Jennifers Verstand…

Die Tochter sang wieder.

»Jennifer…«, sprach Conetti abermals. »Wie war das mit den Reitern? Was für Reiter waren das?«

Leise säuselte der Wind in den Sträuchern und Büschen. Das herbstliche Laub raschelte auf dem Boden.

Jennifer antwortete nicht sofort. Es schien, als brauchten die Worte ihres Vaters erst eine Weile, ehe sie in die Tiefe ihres Bewußtseins vorstießen.

Dann erst reagierte sie. »Die schwarzen Reiter, Daddy… sie kommen und nehmen die Toten mit… sie werden auch die anderen holen...«

»Laß sie, Don«, schaltete Liza Conetti sich da ein. »Du quälst sie. Ihr Verstand ist in Mitleidenschaft gezogen. Was sie jetzt braucht ist Ruhe. Sie muß so schnell wie möglich von hier verschwinden. Und wir müssen unbedingt den Sheriff anrufen und sie zu einem Arzt bringen…«

Dem Mädchen waren die Worte nicht entgangen. Sie schüttelte heftig den Kopf. »Anrufen… geht nicht, Mam… sie haben auch das Telefon zerstört…«

Manchmal schien sie einen klaren Moment zu haben. Dann reagierte sie vollkommen normal. Doch der Klang ihrer Stimme und ihr sonstiges Verhalten waren beängstigend.

Da faßten ihr Vater und ihre Mutter sie auf jeder Seite unter dem Arm, nahmen sie in ihre Mitte und brachten sie weg.

Niemand von ihnen konnte den Blick auf die Tiere und die Menschen vor den Gebäuden und in den offenen Ställen vermeiden.

Pferdegetrappel ertönte…

Wie unter einem Peitschenschlag blieb Donovan Conetti stehen.

Jennifer reagierte genau anders. Sie begann plötzlich zu toben, warf den Kopf hin und her und versuchte sich loszureißen, als ob plötzlich tausend Teufel von ihr Besitz ergriffen hätten.

Sie warf sich nach vorn und stürzte in den Hof, der von den beiden, noch immer eingeschalteten Autoscheinwerfern hell ausgeleuchtet wurde.

»Sie kommen! Sie kommen!« Schaurig hallte der Schrei des jungen Mädchens über das Gelände.

Jennifer riß die Arme empor, und ein gellender, langgezogener

Aufschrei folgte ihren Worten. Im Lauf drehte sie sich um und deutete hoch in den Himmel, schräg gegen die bleiche Sichel des Mondes, die noch immer in einem riesig gen Wolkenloch stand.

»Da, Daddy! Da… so seht doch…«

Ihre Stimme überschlug sich. Jennifer Conetti befand sich in höchster Aufregung, die nicht mehr zu steigern war.

Ihr ganzer Körper war ein einziger Aufruhr. Sie drehte sich um ihre eigene Achse, sprang über einen toten Pferdekadaver, näherte sich dem Auto und winkte wie von Sinnen ihren Eltern. »Kommt! Schnell… wir dürfen keine Zeit verlieren…«

Der Farmer warf den Kopf empor. Was er sah, ließ ihn an seinem Verstand zweifeln.

Da kamen sie wirklich. Dunkel wie Scherenschnitte hoben sich die massigen Pferde und die in schwarze Rüstungen geschmiedeten Ritter gegen den hellen Mond ab, der das Wolkenloch ausleuchtete.

Die Geisterreiter kamen aus dem Himmel. Mit halsbrecherischer Geschwindigkeit jagten sie – ein Spuk, der aus dem Nichts hervorstieß – dem Farmgelände entgegen.

Das Ziel der Siebenergruppe war der Hof.

Jennifer Conetti im Hintergrund zitterte. Sie riß die Tür des Wagens auf und drückte irrsinnig auf die Hupe, daß das laute Geräusch die Nacht zerriß.

Dann hörte sie wieder auf und streckte den Kopf nach außen. »Kommt!« schrie sie. »Sie wollen uns töten und auch mitnehmen.«

Das Ganze hörte sich so verrückt an, wie die Situation war. Doch die Bilder, die sich dem Ehepaar boten, waren nicht zu vertuschen.

Donovan und Liza Conetti begannen zu laufen.

Jennifer reagierte in diesen Sekunden vollkommen richtig. Sie verkroch sich auf den Hintersitz, zog die Beine an und wäre am liebsten im Erdboden verschwunden, um all das nicht mehr zu sehen, was sich offensichtlich vorhin auf eine solch makabre Weise hier abgespielt hatte.

Conetti warf sich hinter das Steuer, startete den Wagen, knallte die Tür zu und gab Gas, als seine Frau atemlos und erschöpft neben ihm auf dem Beifahrersitz auftauchte.

Drei, vier Reiter kamen am Boden an. Ihr Ziel waren die Gebäude, vor denen die toten Mitarbeiter und die Tierkadaver lagen.

Die schwarzen Ritter sprangen von ihren Pferden, und im vollen Licht der Autoscheinwerfer sahen die im Wagen sitzenden Menschen etwas, was sie aufs äußerste entsetzte.

Die Ritter holten sich die Toten und warfen sie über den Rücken ihrer Pferde. Sie holten sich auch die toten Pferde von Conettis Farm. Ein einziger Ritter war imstande, ein Tier in die Höhe zu stemmen, und dies geschah mit einer Leichtigkeit, daß es jeden Zeugen

erschreckte.

Sie nahmen auch die Tierkadaver mit und legten die schweren, reglosen Leiber quer über die Pferderücken.

Zwei Reiter jagten, schräg aus dem Himmel kommend, direkt auf den Wagen zu, in dem sich die Menschen verschanzt hatten.

Conetti trat das Gaspedal voll durch. Die Reifen quälten sich wie irrsinnig und faßten im ersten Moment nicht.

Dann machte das große Fahrzeug einen Satz nach vorn.

Conetti riß das Steuerrad herum, wendete auf knappstem Raum und jagte dann quer durch den Hof, dem Gattertor zu, hinter dem die lange, asphaltierte Straße begann.

Die Geisterreiter aus dem Nachthimmel setzten ihm nach.

Das Pferdegetrappel dröhnte im Kopf der Menschen, und Jennifer preßte beide Hände an die Ohren, als wolle sie dieses Geräusch abstellen.

Sie hockte wimmernd auf dem Rücksitz und zitterte am ganzen Körper wie Espenlaub.

Der Fahrer beschleunigte scharf.

Er hoffte, die gespenstigen Verfolger abschütteln zu können.

Doch er sah sich getäuscht. Die blieben wie ein Schatten ständig über ihm, und jetzt holten sie sogar auf.

Unwillkürlich duckten sich die Menschen in dem Fahrzeug, als sie das schabende Geräusch über ihren Köpfen vernahmen. Die Hufe berührten den Wagen.

Wie schwarze, dicke Balken schoben sich die Pferdebeine vor die Windschutzscheibe.

Conetti hatte Schwierigkeiten mit der Sicht.

Seine Frau saß leise schluchzend neben ihm.

Conetti fuhr mit irrsinnigem Tempo. Da verdeckte der massige Leib des schwarzen Höllenpferdes ihm die Sicht vollends.

Wie versteinert, die Hände fest ums Lenkrad gespannt, saß der Farmer am Steuer.

Durch den Druck oder durch sonst ein Ereignis, das sich in diesem Moment nicht mehr rekonstruieren ließ, zerplatzte die Windschutzscheibe. Tausende und Abertausende winziger Scherben segelten in das Innere des Wagens, klatschten den beiden vorn Sitzenden ins Gesicht und verursachten zahlreiche Schnittwunden.

Dann erfolgte ein furchtbares Holpern.

Das Auto war von der Fahrbahn abgekommen und jagte über das Feld und kam ins Schlingern. Das Lenkrad entglitt Conettis Hand, als er es nur noch mit einer hielt, um mit der anderen durch die zerstörte Windschutzscheibe zu feuern.

Zwei, drei, vier Schüsse hintereinander krachten los. Sie trafen das Pferd und den Reiter, dessen Gesicht in diesem Moment auf der

anderen Wagenseite auftauchte und der in das Innere des Autos starrte.

Da schoß Conetti kurzerhand auch auf ihn.

Die Bleikugel zeigte keine Wirkung.

Der Wagen überschlug sich. Pferd und Ritter wurden wie lästige Anhängsel zur Seite geschleudert, aber sie stürzten nicht zu Boden, sondern blieben spukgerecht schwebend in der Luft und wurden zu Zeugen des unaufhaltsamen Ereignisses.

Die steil abfallende Böschung neben der Straße war mit verantwortlich dafür zu machen, daß alles so schnell ging.

Das Fahrzeug überschlug sich mehrmals, blieb dann auf dem Dach liegen und rutschte in die Tiefe, während die Räder sich wie rasend drehten.

Die Karosserie wurde an mehreren Stellen eingedrückt, eine Tür sprang auf, aber niemand mehr wurde aus dem sich noch mal überschlagenden Fahrzeug gewirbelt.

Ein ungeheurer Lärm ließ die Luft erzittern.

Das Auto knallte gegen eine Felswand und ging sofort in Flammen auf.

Steil loderten die Feuerzungen in den Himmel.

Ringsum von dem Feuervorhang eingeschlossen – die Familie Conetti.

*

Ihr Herz schlug wie rasend, als sie den steilen, steinigen Pfad emporging.

Carminia Brado erreichte den breiten Wassergraben, über den ein normales Pferd unter normalen Umständen nicht hinwegspringen konnte. Aber da gab es zum Glück ovale Steine, die in unregelmäßigen Abständen das Wasser durchsetzten und für sie damit zu einer Art Steg wurden.

Die Brasilianerin kam in Höhe des rauschenden Wasserfalls an.

Da ereignete sich etwas Sonderbares. Der halbmondförmige Anhänger aus den Gärten des Hestus fing leicht an zu leuchten, und der Schein wurde stärker, je mehr sie sich der Mitte des Wasserfalls näherte.

Was hatte das zu bedeuten?

Carminia war furchtlos. Noch ehe ihre Freunde Pepe und Jim, der Guuf, das Felsplateau erreichten, durchstieß sie mit ihrem Reittier den Wasservorhang, um zu sehen, wohin der Reiter sich begeben hatte.

Es wies alles darauf hin, daß sich dort ein Versteck befand.

Das halbmondförmige Objekt aus dem glasfaserfeinen Gespinst an der Schnur um ihren Hals leuchtete so intensiv, daß ihr Ausschnitt

und Gesicht in hellen Schein getaucht waren.

Mit der Zunahme der Helligkeit wurden Angst und Zweifel weit zurückgedrängt. Sie registrierte das mit Erstaunen.

Gab es zwischen der weißmagischen Wirkung jenes harmonischen Geistes, der zur Materie geworden war, und dem, was hier oben geschah, einen Zusammenhang?

Es konnte eigentlich nicht anders sein.

Sekunden später schon erhielt sie Aufklärung.

Aus der dämmrigen Höhle, die sich hinter dem Wasserfall befand, trat eine Gestalt. Sie führte den Schimmel am Zügel.

Carminia stand – Kaphoon gegenüber.

Aus allernächster Nähe, wo der Widerschein aus ihrem halbmondförmigen Anhänger auch den Körper des blonden Mannes erreichte, konnte sie mehr erkennen als vorhin aus der Ferne.

»Es ist alles gut«, vernahm sie seine Stimme. Sie klang freundlich und war ihr vertraut.

Ebenso gut hätte Björn Hellmark zu ihr sprechen können.

Carminia Brado atmete tief durch. Sie begriff die ganze Tragweite der Dinge, mit denen sie hier konfrontiert wurde.

So ungeheuerlich die Tatsachen waren – so leicht verständlich stellten sie sich doch für sie dar.

»Wir kennen uns beide – und doch sind wir fremd zueinander«, fuhr der Mann, der auf sie zukam, fort. »Ich mußte zuerst ganz sicher gehen und habe deshalb alles auf eine Karte gesetzt. Nach meiner Verletzung war das Risiko größer als je zuvor, sich in Apokalyptas Netzen zu verfangen.«

Carminia sah die verkrusteten und gut abgeheilten Stellen an seinem Oberarm und quer über seiner Brust. Dort hatte Hellmarks Schwert ihn verletzt.

Aber das lag doch noch gar nicht so lange zurück! Wie konnten die Verletzungen, von denen auch Rani und Arson sprachen, in so kurzer Zeit abgeheilt sein?

Es schien, als könne Kaphoon in diesem Moment ihre Gedanken erraten.

Er lächelte. »Ich habe mir hier ein Versteck geschaffen, das eine wahre Barriere gegen die magisch-hypnotischen Kräfte der Dämonin darstellt. Doch das ist nur eine von vielen Schutzmaßnahmen, die ich treffen mußte, nachdem zu erkennen war, daß Molochos' Kraft und die seiner dämonischen Schergen mehr und mehr hier auf Xantilon wächst. Es gibt kaum noch eine Stadt, kaum ein Dorf, in dem nicht Menschen durch die kriegerischen Ereignisse zu Tode kommen. Fast stehe ich da, allein auf weiter Flur, und habe den Kampf aufgenommen in der Hoffnung, Mittel und Wege zu finden, doch noch ein Bollwerk gegen das Grauen zu errichten, das sich von einem Ende

zum anderen dieses Kontinents wälzt. – Hier in der Höhle schützt mich die geballte Kraft von drei Augen des heiligen Vogels, und ich habe darüber hinaus einen Vorrat von heilkräftigen Pflanzen und Essenzen angelegt, der mir gerade heute nach dem Zusammenstoß mit ›ihm‹ - damit meinte er Hellmark – zugute kam.«

Er berichtete von dem Kampf und ließ sie wissen, was sich nach seiner Flucht hier alles ereignet hatte. Er war bewußtlos vom Pferd gestürzt, nachdem er zum Glück sein Versteck erreicht hatte, und behandelte sich danach selbst sofort, als er geschwächt aufwachte.

Carminia konnte nicht den Blick von dem Mann wenden, während er ihr vertrauensselig alles mitteilte, was sie seiner Meinung nach wissen sollte. Es war ein eigenartiges Gefühl zu wissen, daß dieser Mann praktisch auch jener war, der in zwanzigtausend Jahren als Björn Hellmark in ihr Leben treten sollte.

Und für Kaphoon mußte in diesem Augenblick auch eine beachtliche seelische und geistige Kraft an den Tag gelegt werden, um die Begegnung zu meistern.

Kaphoon sah in ihr – Loana. Aber er wußte, daß es sich nicht um die Loana handeln konnte, die um diese Zeit in der Vergangenheit für ihn als Gefährtin maßgebend geworden war.

Sie sprachen auch darüber.

»Als ich euch alle vorhin dort drüben in der Senke beobachtete und dich sah – begann mein Herz schneller zu schlagen«, konnte er nicht verhindern, daß es über seine Lippen drang, Björn hätte in dieser Minute das gleiche zu ihr sagen können. Zwischen diesem Mann in der Vergangenheit und jenem, dem sie in Rio de Janeiro begegnet war, gab es nicht den geringsten Unterschied. »Aber dann hielt ich mir vor Augen, daß es nicht sein kann«, fuhr er fort. Sie erblickte den Ausdruck von Trauer in seinen Augen. »Loana ist tot. Ich habe sie verloren. Auf Kh'or Shan in jenen Tempeln, wo unser Bündnis besiegelt werden sollte. Ich habe alles darangesetzt, sie noch zu retten – doch es war vergebens. Bleibt nur eine Hoffnung, ihr wieder zu begegnen in einem anderen, zweiten Leben…«

»Oder in einem dritten oder vierten«, entgegnete Carminia leise. Es fiel ihr schwer, diesem Mann, der vor ihr stand, nicht um den Hals zu fallen und ihn abzuküssen. Sie mußte sich mit Gewalt einreden, daß es ja nicht Björn war, sondern daß der sich ohne sein Wissen in der Alptraumstadt Gigantopolis befand, ganz unter dem Einfluß Apokalyptas stehend.

»Deine Freunde kommen«, sagte er unvermittelt. »Ich höre ihre Schritte.«

Sein Gehör mußte besonders gut sein. Durch das Rauschen des Wasserfalls vernahm Carminia Brado sonst nichts.

Durch den Vorhang bahnten sich Arson und Rani Mahay mit

gezückten Schwestern einen Weg.

Jim, der Guuf, und Pepe folgten ihnen wie zwei Schatten.

Auch an den Hälsen der beiden Jungen glühten die halbmondförmigen Anhänger, und es war an Kaphoon, dafür eine Erklärung zu geben.

»Dies weist euch als tatsächliche Freunde und nicht als Feinde oder gar als visionäre Puppen der Apokalypta aus. Die Kraft des ›Schwarzen Manja‹ spiegelt sich wider im reinen Geist jener, die dafür auserkoren waren, jene Gebilde zu schaffen. Sie mußten sich selbst überwinden und eins werden mit dem großen Schöpfergeist der Universen… ich will es euch zeigen.«

Mit diesen Worten richtete er gleichzeitig seine Handinnenflächen nach außen und gab damit auch Rani und Arson zu verstehen, daß er kein Feind sei und umgekehrt er nichts von ihnen zu befürchten habe, wenn sie zu Carminia-Loana gehörten.

Die Höhle war äußerst geräumig und angenehm warm.

Sie war mit dem Notwendigsten eingerichtet, was ein Mensch zum Essen, Trinken und Schlafen brauchte.

Für Anyxa gab es einen Extrapart, der vom eigentlichen Aufenthaltsbereich Kaphoons streng getrennt war.

Im Boden neben der Liegestatt des ›Sohnes des Toten Gottes‹ befand sich eine Mulde, die mit dunkelblauem, samtartigem Stoff ausgelegt war.

Darin lagen drei faustgroße, rubinrote Gegenstände, die die Form eines Auges hatten, aber die unregelmäßige Oberfläche eines ungeschliffenen Steins aufwiesen.

Drei Manja-Augen!

»Ihr seid aus einem Körper und einer Seele entstanden«, bemerkte Carminia Brado. »Und gemeinsam könntet ihr euch ergänzen im Kampf gegen die Mächte, die sich anschicken, die Erde zu erobern, wobei Gut und Böse als Werkzeug dienen…«

Kaphoon nickte. Man sah ihm nichts mehr an von der Schwäche, die der Blutverlust nach dem Kampf bewirkt hatte. Die Essenzen und heilkräftigen Pflanzen hatten ihre volle Wirksamkeit entfaltet.

»Es gibt die Schriften der Propheten«, erwiderte er auf die Bemerkung der Brasilianerin. »Diese Schriften kennen auch unsere Feinde. Daraus geht hervor, daß ein natürliches Zusammentreffen zwischen Kaphoon und dem zweiten Kaphoon, der Björn Hellmark wurde, unbedingt herbeizuführen sei. In dieser Zeit sind die Tage nicht reif, um erfolgreich gegen Molochos, Rha-Ta-N'my, Apokalypta – und wie sie alle heißen – zu wirken. In einer fernen Zeit aber werden sich die Erkenntnisse und Entdeckungen dieser Tage für einen lohnen, in dessen Adern das Blut der alten Rasse Xantilons fließt. Ich selbst werde dies sein, ohne zu begreifen, warum es so ist, und weshalb

ausgerechnet ich auserkoren wurde, den Weg noch mal zu gehen. Kaphoon und Hellmark bilden in diesen Tagen eine Einheit. Aber einer weiß es nicht: das ist Björn Hellmark. Er ist zu meinem Feind geworden, er will mich vernichten. Damit aber löscht er seine eigene Erinnerung, seine eigene Existenz in jener Zeit aus, in die er gehört und wo die wahren Probleme auf ihn warten. Die Dämonen und deren Schergen versuchen immer wieder, ihn in andere Reiche, Paralleluniversen und Welten der Finsternis zu locken, um freie Hand in der Welt haben zu können, wo sie wirklich noch nicht fest Fuß gefaßt haben. Dies ist eins, was ich ihm sagen muß. Sein Platz ist auf der Erde. Sein Platz ist die Zeit, in die er hineingeboren wurde. Die Umstände und die geschickten Manipulationen der Finsteren sind bisher dafür verantwortlich zu machen, daß Hellmark sich nun an einem Punkt befindet, wo seine Existenz aufs höchste gefährdet ist… doch noch ist nichts verloren. Die Begegnung zwischen ihm und mir muß stattfinden. Ich muß ihm den Schlüssel übergeben. Das aber ist nur möglich, wenn Björn Hellmark sich vollkommen aus Apokalyptas Einflußbereich gelöst hat. Aus eigener Kraft jedoch ist ihm dies bisher nicht gelungen. Also gibt es nur den einen Weg, nach Gigantopolis einzudringen und ihn in einem Handstreich dort zurückzuholen. Alles andere wird sich dann hier in dieser gereinigten Atmosphäre wie von selbst entwickeln…«

Auch für Rani Mahay und Arson war es die erste Begegnung ihres Lebens mit dem Original-Kaphoon. Im Gespräch mit Björn war zwar hin und wieder das eine oder andere an Erinnerung an sein früheres Dasein aufgetaucht, aber so direkt, unmittelbar in der Vergangenheit mit einem Menschen konfrontiert zu werden, den man auch aus einer anderen Zeit kannte – das war ein Erlebnis, das sich nicht in Worte fassen ließ.

Es kam heraus, daß Kaphoon schon mehr als einmal den Plan gefaßt hatte, nach Gigantopolis einzudringen, wenn die Stadt wieder mal aus einer anderen Welt aufkreuzte, um den Machtanspruch Apokalyptas zu unterstreichen. Aber der junge Kämpfer wußte, daß gerade das Eindringen nach dort mit Schwierigkeiten verbunden war und für ihn auch nichts gebracht hätte. Nur jetzt, da sich Hellmark in dieser Zeit aufhielt und er in ihm jenen Mann wieder erkannte, der er mal in ferner Zeit sein würde, lohnte sich das Risiko, überhaupt etwas zu unternehmen.

Das Aufkreuzen der Freunde Hellmarks war gerade zum rechten Zeitpunkt erfolgt.

»Es paßt in die Prophetie, die nur bildhaft zu begreifen ist«, meinte er. »Es heißt, daß einer dabei sein wird, mit dessen Hilfe sich die Tore von Gigantopolis lautlos öffnen lassen.«

Zunächst verstand dies keiner so recht von ihnen.

Sie bedachten all ihre Fähigkeiten und kamen schließlich darauf, daß womöglich Pepe hier jene Person verkörperte, die von einem weisen Propheten schon in fernster Vergangenheit in hellsichtiger Schau gesehen worden war.

Sie selbst befanden sich in diesem Augenblick in einer Zeit der Insel, als diese schon alt war. Wann sie in Erscheinung trat und wann die ersten Menschen auf ihr lebten – das wußte bisher niemand mit Sicherheit zu sagen.

Urzeiten lagen dazwischen…

Das gemeinsame Zusammentreffen und die Erkenntnis, daß sie alle am gleichen Strang zogen, veranlaßte sie, die Befreiungspläne sofort zu erörtern.

»Sicher ist die Dunkelheit ein großer Schutz für unser Vorhaben«, meinte Arson, der ebenfalls großen Wert darauf legte, das Geheimnis der Alptraumstadt zu ergründen, um ihr Auftauchen in der Zukunft der Erde zu verhindern.

»In der Stadt selbst herrscht immer Dunkelheit«, klärte Kaphoon ihn auf. »Was ich darüber weiß, ist dies: in Gigantopolis liegt das Geheimnis, das Apokalypta ermöglicht, in jede Welt und jede Zeit einzudringen, ohne selbst jemals zu Ort zu sein. Und dort liegt auch das Geheimnis der sieben schwarzen Todesboten, die sie auf Schritt und Tritt begleiten und die außerhalb ihres Herrschaftsbereiches den Pfad ebnen, um ihre Macht zu vergrößern.«

Carminia Brado teilte Kaphoon mit, daß diese sieben schwarzen Todesboten sich zur Zeit auf der Erde aufhielten und von Björn Hellmark gesehen worden waren.

Es kam heraus, daß in Apokalyptas schwarzen Rittern zerstörerischer Geist wirkte, dem sie Gestalt verliehen hatte. Sie hatte diesen Geist in die magischen Rüstungen gezwungen, und die schwarzen Pferde stammten aus den Höllenställen von Ustur, dem Unheimlichen, der sie ihr einst als Geschenk gemacht hatte.

Pferd und Reiter bildeten seitdem eine Einheit und erfüllten Apokalyptas Willen seit ihrer Wiederankunft in der Welt. Sie konnten praktisch an jedem Punkt der Erde auftauchen und dort Unheil anrichten. Kaphoon wußte, daß die sieben Todesboten auszogen, um ›Tote zu bringen‹…

»Und in Gigantopolis, der Stadt des Grauens, werden sie dann zu Apokalyptas Eigentum, nachdem sie keine Seele mehr haben«, sagte er abschließend.

Sie beschlossen, gemeinsam durch die Dunkelheit zu ziehen, um zunächst so nahe wie möglich an Gigantopolis heranzuschleichen.

Dieser Vorschlag fand allgemeine Zustimmung, zumal damit zu rechnen war, daß Apokalypta nach all den Ereignissen in der jüngsten Vergangenheit wohl kaum annahm, daß noch einer von ihnen jetzt die

Kraft fand, etwas zu unternehmen.

»Bis wir genau wissen, wo Hellmark sich aufhält, müssen wir durch die Stadt streifen«, machte Kaphoon sich nochmal bemerkbar. »Aber dort gibt es keine Menschen mehr. Nur – Monster, Wesen, deren Anblick einem schon das Blut in den Adern gefrieren läßt. Und unter ihnen müssen wir uns bewegen. Doch sie dürfen uns als Menschen nicht erkennen.«

»Dann müssen wir uns wohl maskieren«, konnte Mahay sich nicht die Bemerkung verkneifen.

Kaphoon nickte. »Mit einer Verkleidung müssen wir uns zufrieden geben.«

Er holte aus einem Versteck lange, dunkle Gewänder. Dann nahm er aus der Bodenmulde die drei Manjaaugen, reichte eines Rani, das zweite Arson, das dritte steckte er sich selbst in den Gürtel und verschnürte es fest, um es nicht zu verlieren.

»Das dürfte ausreichen, uns Schutz zu bieten, wenn es brenzlig werden sollte«, erklärte er. »Und ihr…«, damit blickte er Pepe, Jim, den Guuf, und Carminia an, »seid durch die Geistamulette der Weisen bestens behütet.«

Sie machten sich nicht sofort auf den Weg. Kaphoons Versteck enthielt genügend Lebensmittel und Getränke, die allen zugute kamen und nach den zurückliegenden und bestandenen Abenteuern entsprechend schmeckten.

Bei dieser Gelegenheit kam eine freundschaftliche Atmosphäre auf.

Sie erörterten nochmal in allen Einzelheiten ihr Vorgehen, und Kaphoon kam auf das Leben in Gigantopolis zu sprechen, das von besonderer Art sein mußte und doch irgendwie seltsamerweise menschliche Züge aufwies.

Während Mahay den Umhang um seine Glatze drapierte, meinte er: »Fehlt nur noch ne richtige Dämonenmaske. Dann, erkennt mich kein Monster dort…«

»Das hab’ ich ja nicht nötig«, warf Jim, der Guuf, ein. »Ich bin ja dann gerade an der richtigen Stelle. Ich tauche als Original dort auf. Eine bessere Verkleidung kann man sich nicht wünschen.« Er grinste von einem Ohr zum anderen.

Trotz des Ernstes der Lage, mußten sie bei dieser Bemerkung lachen.

*

Der Weg zu den Außenmauern war nicht weit.

Ohne einen Zwischenfall kamen sie dort an.

Dunkelheit hüllte sie ein.

»Die Nacht ist besonders günstig«, ließ Kaphoon sich flüsternd

vernehmen. »Auf den Plätzen werden sich die meisten aus Gigantopolis versammelt haben, um die Ankunft der Todesboten zu beobachten. Das scheint jedesmal ein besonderes Schauspiel zu sein. Es hat heute nacht schon zweimal stattgefunden, wie ich beobachten konnte…«

Sie ließen die Pferde hinter einem Erdhügel zurück. Dort banden sie die Zügel an Pflöcke, die sie in die Erde rammten und legten dann die letzten zweihundert Meter zur Ringmauer zurück.

Das grobe, klobige Gestein ragte unbehauen vor ihnen empor.

Rani Mahay schätzte die Mauer auf mindestens dreißig Meter Höhe…

Dahinter ragten die schmalen, bizarren Türme in die Höhe. Nichts mehr von dieser rätselhaften Stadt erinnerte an die blanken, glatten Flächen, die sie zu allererst im geheimnisvollen Schimmer wahrgenommen hatten. Die gewaltige Ansiedlung hinter den Zyklopenmauern sah aus wie eine einzige, gigantische Burg mit tausend Türmen, Erkern und Zinnen. Vom Gemäuer ging ein dumpfer, modriger Geruch aus.

Die Tore waren riesig. Als die Menschen davor standen, kamen sie sich winzig und verloren vor.

Es handelte sich um massive Holztore, dick wie Baumstämme und mit breiten Eisenstreifen versehen.

Da kam man nicht so einfach durch, ohne eine größere Aktion auszuführen.

Doch der Geist vermochte manchmal mehr als der Körper.

Das bewies Pepe.

Ein kurzer, konzentrierter Gedanke. In dem gewaltigen Schloß gab es ein kaum hörbares, dumpfes Knirschen. Dann lief ein Zittern durch die Tür.

Danach war alles vorbei.

Kaphoon machte die Probe aufs Exempel. Vorsichtig drückte er einen Flügel der Holztür nach innen. Mit leisem Quietschen verbreiterte sich der Spalt. Kaphoon betrat die finstere Stadt.

Dann winkte er den anderen zu, ihm zu folgen.

Zum ersten Mal blickten sie hinter das massive Tor. Labyrinthartig zogen sich an erschreckend dicht stehenden Häusern und Türmen schmale Straßen und Gassen vorbei, die nur so breit waren, daß nicht mal zwei Menschen nebeneinander gehen konnten.

In den dunklen, aus unbehauenen Steinen bestehenden Häusern nahmen sie finstere, scheibenlose Fenster wahr, die sie wie tote Augen anstarrten.

Eine Atmosphäre des Zerfalls. Modergeruch…

Die Luft roch streng und doch gleichzeitig seltsam süßlich.

Sie drückten hinter sich das Tor wieder so zurecht, wie sie es

angetroffen hatten, und Kaphoon schärfte ihnen ein, sich die Stelle genau zu merken für den Fall, daß sie fliehen müßten.

Aber was für einen Sinn hätte das gehabt? So fragte sich Carminia im stillen. Noch gab es keine Möglichkeit, über den magischen Kreis hinweg in den Garten des Hestus zurückzukehren. Im Palast der Apokalypta, den sie erobert hatte und der Kaphoons Vater gehörte, befand sich eine solche ›Station‹, die für sie jedoch im Moment vollkommen unbrauchbar war.

So lag im Eindringen nach Gigantopolis ein weiterer wichtiger Vorteil für sie. Wenn es gelang, der kriegerischen Apokalypta ein Schnippchen zu schlagen – vielleicht ließ sich dann auch wieder jener Kreis im Palast umpolen, so daß eine Rückkehr in die Welt gelang, aus der sie gekommen waren.

Kaphoon ging ihnen voran. Der Boden unter ihren Füßen war grob gepflastert und holprig.

Weit und breit gab es nicht die Spur einer Vegetation zu sehen.

Nur klobige Steine, die dunkel, bizarre Gebäude und Türme formten.

Als sie die nächste Straßenecke erreichten, wurden sie zum ersten Mal auf das seltsame Flackern aufmerksam, das aus dem Boden unter ihren Füßen zu kommen schien.

Carminia richtete den Blick nach unten und erschrak.

Kaphoon, der ihr vorausging, merkte ihre Reaktion und sagte: »Es ist die Kraft des Feuers, die unter unseren Füßen spielt und aus der alles geworden ist. Es geht das Gerücht um, daß Apokalypta wie eine Nymphe einst aus der glutflüssigen Magma mit der entstehenden Erde stieg und seither als Legende durch die Hirne der Menschen spukt. Aber daß sie keine Legende ist, haben wir ja am eigenen Leib verspürt… aber die Glut der Kräfte, die die ganze Stadt erfüllt, wird uns nicht umbringen, wenn wir nicht einen schrecklichen Fehler begehen. Solange die Stadt noch steht, solange Apokalypta noch existiert und die sieben schwarzen Todesboten von hier aus hervorgehen – solange kann uns eigentlich nichts passieren.«

Trotz dieser tröstenden Worte Kaphoons war es Carminia unheimlich zumute. Das Flackern unter ihren Füßen machte sie nervös.

Das stumpfe, glimmende Licht war manchmal auch an den Wänden und Mauern der Türme und Minarette zu sehen, so daß der Eindruck erweckt wurde, als würde unten in der Erde das Feuer besonders prasseln.

In den Straßen von Gigantopolis war die Luft heiß und stickig.

Schnell rann den Eindringlingen der Schweiß aus allen Poren, und sie hatten Mühe mit dem Atmen.

Kaphoon tastete sich im wahrsten Sinn des Wortes Gasse für Gasse

nach vorn, als er plötzlich in der Bewegung verhielt.

»Es ist nicht umsonst so ruhig«, wisperte er. »Da oben – ist der Grund…«

Er richtete den Blick aufwärts in den düsteren Himmel, aus dem die sieben Geisterreiter herabkamen.

Gespenstig schwebten sie über der Stadt und kamen in die Tiefe. Vom Standpunkt der Freunde aus war dieser Ort nur wenige hundert Meter entfernt.

Die Beobachter sahen, daß die schwarzen Todesritter ihren unheimlichen Transport nach Gigantopolis brachten. Tote Pferde und Menschen…

Ein dumpfes Murmeln und Raunen lag in der Luft. Das kam von dort drüben, wo die Reiter jetzt aus ihrem Blickfeld entschwanden.

»Sie werden gebührend empfangen«, murmelte Kaphoon. »Nachschub für Gigantopolis, Nachschub für die Armeen des Grauens… vielleicht ist derjenige, den wir suchen, ganz und gar unter der Menge und nimmt an der Empfangszeremonie teil. Das würde uns kostbare Sucharbeit ersparen…«

Er wollte weitergehen, blieb jedoch wie von einer unsichtbaren Hand getroffen stehen.

Es kam jemand aus der schmalen Gasse von links…

*

Sie reagierten fast zu gleicher Zeit.

Die in die dunklen Gassen von Gigantopolis eingedrungenen Menschen preßten sich dicht an das klobige, warme Gemäuer und zogen unwillkürlich die dunklen Gewänder weiter über den Kopf, so daß ihre schattengleichen Körper eins wurden mit der Dunkelheit in der Gasse.

Von links hörte man ein schweres Atmen, ein dumpfes Schlürfen, als ob jemand Mühe damit hätte, seinen massigen Körper zu bewegen.

Kaphoon und seine Begleiter hielten den Atem an.

Dann sahen sie die düstere, plumpe Gestalt, die sich durch die schmale Gasse wälzte.

Sie hatte einen Leib wie eine etwas zu dick geratene Schlange. Der Oberkörper war steil aufgerichtet und ging über in einen ballonartigen, plumpen Schädel, der unendlich langsam hin und her schwang, so daß die Bewegung kaum wahrzunehmen war.

Dieses bizarre, alptraumartige Wesen hatte nur noch entfernte Ähnlichkeit mit einem Menschen. Das war der Kopf. Er war kahl und klobig und die Sinnesorgane darin tief eingesunken wie Druckstellen in einem zähen Brei.

Die Haut war grau-grün und blubberte, als ob unmittelbar darunter

wie in einem Sumpf dicke Blasen entstehen und ständig platzen.

Dieses eigenwillige, unheimlich wirkende Geschöpf schob sich in der Dunkelheit an ihnen vorbei und wandte den Kopf nach rechts, so daß es genau in die entgegengesetzte Richtung blickte und die Beobachter nicht wahrnahm.

Das Monster bewegte sich fort, daß es sein verdicktes, aufgeblähtes Hinterteil einzog, seinen Oberkörper dann dagegenstemmte und sich nach vorn drückte. Dabei gab es jedesmal einen dumpfen, zischenden Laut, als würde jemand seinen schweren Fuß auf den Boden setzen.

Ohne Zwischenfall glitt das Geschöpf aus der Alptraumstadt an ihnen vorüber.

Als sie es nicht mehr wahrnahmen, atmeten sie alle merklich auf.

»Das ist nur einer der Bewohner von Gigantopolis«, weihte Kaphoon sie ein. »Einer, der noch verhältnismäßig harmlos aussieht. Von dieser Sorte gibt’s nur einige hundert hier. All die Tausende, viele Tausende, die in Gigantopolis auf ihre große Stunde warten, haben ein anderes Aussehen…«

Wenig später bekamen sie auch die zu Gesicht.

Der Weg bis zum Platz, wo sie die sieben Todesboten aus dem Himmel herabkommen sahen, war nicht mehr weit.

Sie nützten die düsteren Toreingänge, die Nischen und Ecken zwischen den dunklen Gebäuden und Turmbauten, um sich dem Platz zu nähern, von dem her die Geräusche die ganze Zeit über an ihr Gehör gedrungen waren.

Auch jetzt noch hielten Kaphoon und seine Begleiter sich in der Dunkelheit auf und machten nicht auf sich aufmerksam.

Der »Sohn des Toten Gottes« hatte recht, wenn er behauptete, daß es mit dieser Nacht etwas ganz Besonderes auf sich habe. Der Zeitpunkt, den sie zum Eindringen nach Gigantopolis wählten, war ideal. Die ganze Stadt war auf den Beinen, und mit einem Zwischenfall, wie Kaphoon ihn inszeniert hatte, hatte sowieso offensichtlich niemand gerechnet.

Lange Zeit, so begriffen sie, war die Aktivität dieser grausamen Stadt eingeschränkt gewesen. Apokalyptas Geist, der in den sieben Todesboten wirkte, war ganz auf Gigantopolis und die Kämpfe in diesem Teil Xantilons konzentriert gewesen und hatte erst kürzlich durch das Lösen der sieben Siegel im Thronsaal des Sequus’ wieder eine Freiheit errungen, die für sie alle maßloses Erschrecken bedeutete.

Die sieben Todesboten waren gleichbedeutend mit dem Leben für diese Stadt, mit dem Umfang der Macht, den sie für sich in Anspruch nehmen wollte.

Die Machtverteilung im Reich der Dämonen war recht kompliziert. Sequus zum Beispiel hatte andere Vorstellungen, als sie sicher

Molochos, Phantoma, Mandragora oder Apokalypta hatten. Und erst im Endstadium der Auseinandersetzungen würde auch zu sehen sein, wie sich die eroberten Welten unter den Dämonen aufteilen würden. Vorausgesetzt – die Pläne, die Rha-Ta-N'my hegte, gingen in Erfüllung.

Die Freunde blieben in der Nähe der Mauer stehen und starrten hinüber zu dem riesigen Platz, der sich zwischen den Türmen ausdehnte.

Tausende von Gigantopolis-Bewohnern waren dort versammelt. Die Ansammlung der grauenvollen Gestalten ließ eine Gänsehaut auf den Rücken der Beobachter entstehen.

Nur eine Steinwurfweite von Kaphoon, Carminia, Rani, Arson, Pepe und dem Guuf entfernt, standen mehrere unförmige Kolosse zusammen, die aus atmendem Plasma zu bestehen schienen. Sie wirkten wie große Quallen, in den an verschiedenen Stellen kugelrunde Augen mit menschenartigen Pupillen verteilt waren. Sie befanden sich in ständiger Bewegung.

Es gab echsenartige Ungeheuer, die auf zwei stämmigen Beinen wie Menschen gingen, denen man ihre menschliche Herkunft noch ansah.

Ein scharfer, ätzender Geruch lag in der Luft, und den Beobachtern fiel es schwer durchzuatmen.

Der Platz lag etwas erhöht, und Ranis Augen verengten sich, als er sah, was diese riesige, von Ungeheuern umstandene Fläche auszeichnete.

Ein Krater.!

In ihm glomm es rötlich wie in einem riesigen Auge. Und in dem Glühen zeichneten sich düstere, bizarre Schatten ab, die an groteske Gebäude und Türme erinnerten. Es sah gerade so aus, als ob sich im Innern dieses Kraters eine Stadt befände.

Im gleichen Augenblick mußte Rani Mahay an die Vision denken, die er gehabt hatte, als er von dem zerstörten Schiff sprang, um sich vor den Gewalten und dem Angriff der Ursen in Sicherheit zu bringen. Bei dieser Gelegenheit nahm er – aus dem Meer steigend – eine Vulkankegel wahr, in dem eine seltsame Stadt sich befand. Zeichnete sich schon zu dem Augenblick Apokalyptas Einfluß ab? Gab sie zu verstehen, daß sie nicht gewillt war, Sequus allein das Feld zu überlassen?

Mahay begann, die Dinge plötzlich in einem neuen Licht zu sehen.

Er sah, wie die Reiter um den riesigen Krater kreisten und dann die Tierkadaver und die Toten, die sie mitgebracht hatten, kurzerhand in ihn hineinfallen ließen.

Was für eine gespenstige Szene!

Durch die Reihen der Monster ging Bewegung. Sie waren ganz auf

das Geschehen hier, auf dieses unheimliche Ritual konzentriert, daß sie noch gar nicht auf die ungebetenen Gäste aufmerksam geworden waren, die es verstanden hatten, in dieser Nacht nach Gigantopolis zu kommen und Zeuge dieser Spukzeremonie wurden.

Die Geschöpfe, die dort vor ihnen versammelt waren, paßten in ein Panoptikum des Grauens. Schauerlich anzusehende Gestalten, die kaum noch etwas Menschliches an sich hatten. Und doch – Carminia mußte ständig daran denken – waren diese Geschöpfe aus den Toten geworden, die man von der dritten Dimension der Gegenwart hierher nach Gigantopolis schaffte.

Apokalyptas unheimlicher Geist war zu Umfangreicherem fähig, als sie alle bisher geglaubt hatten.

Hier kam es darauf an zu töten, weil der Tod wiederum für sie Vorteile brachte.

Gleich darauf sahen sie, auf welche Weise sich dies bemerkbar machte.

Wie die Geister kamen die Verwandelten aus dem riesigen Krater heraus.

Sie schienen von unsichtbaren Händen aus der Tiefe emporgedrückt zu werden, krochen über den Rand und landeten auf der großen, blau-schwarzen Fläche, die aussah wie eine wabbelnde Puddingmasse.

Die toten Menschen und Pferde, die man zuvor dem geheimnisvollen Vulkan übergeben hatte, waren nun nicht mehr reglos – jetzt bewegten sie sich. Aber ihre Körper hatten keine Ähnlichkeit mehr mit denen, die sie vorher waren.

Es waren unförmige, graue, plumpe Säcke, die wie eine Ansammlung von Fellen aus dem Krater krochen und sich dann außerhalb eine neue Form gaben.

Es wurde nicht ersichtlich, ob das Gestaltwerden durch die geistige Ausstrahlung der beobachtenden Massen ringsum, durch Apokalypta, die in diesem Augenblick nirgends zu sehen war, oder ganz und gar durch einen noch vorhandenen Rest Bewußtseinsinhalt aus der Tiefe der Vorzeit in den Körpern direkt bewirkt wurde.

Aus den formlosen Zellansammlungen, in denen kein Geist und keine Seele mehr vorherrschte und die dennoch lebten, schoben sich wulstige Auswüchse und entstanden plumpe Gliedmaßen vollkommen neue Wesen wuchsen unter den Augen derer, die um diese Stunde Zeuge wurden.

Die Monster aus der Alptraumstadt brachen in Beifall aus, wenn eine neue Frankensteingestalt sich zu ihnen gesellte, und ein schauriges, triumphierendes Gebrüll hallte durch die schmalen, lichtlosen Gassen dieses unheimlichen Wohnortes.

Grunzende Laute ertönten, Kratzen und Raunen und das dumpfe

Klatschen, wenn die unförmigen Hände auf die glitschigen Leiber herabfuhren oder ein trockenes Schaben, wenn Chitinpanzer aneinanderrieben.

»Da!« Nur dieses eine Wort entfuhr Carminia Brado plötzlich.

Zwischen den gespenstigen Unwesen erblickte sie einen Mann, dessen blondes Haupt sich deutlich aus dem Gewirr der gespenstigen Geschöpfe abhob.

Björn Hellmark!

Er war mitten unter ihnen und – so entsetzlich und seltsam dies auch war - schien sich da offensichtlich wohl zu fühlen.

Er war allein. Weder Apokalypta noch Tantor begleiteten ihn.

Hellmark gehörte hierher in die Stadt, in die Apokalypta ihn gebracht hatte.

»All die Dinge, die er in der Zwischenzeit sah und in sich aufgenommen hat, können für uns von Bedeutung werden«, murmelte Rani Mahay. »Er ist ein Gefangener und doch auf eine erschreckende Weise vollkommen frei. Wenn es gelänge…«

Er sprach nicht weiter. Jeder wußte, worauf es ankam.

Kaphoon nickte. »Es muß gelingen«, meinte der ›Sohn des Toten Gottes‹. »Schließlich müssen wir uns kennenlernen…«

Kaphoon lächelte kaum merklich. Es war erstaunlich, daß er hier in dieser ernsten Situation noch eine solche Art Humor mitbrachte.

Das war typisch auch für Björn Hellmark.

Die Gruppe teilte sich auf. Carminia blieb als Bewacherin für Pepe und Jim, den Guuf, zurück, während Rani Mahay, Arson und Kaphoon geduckt an der dunklen Mauer entlangliefen, um sich näher an die Monstermenge heranzuschleichen, zwischen denen sich Björn Hellmark wie ein Fremdkörper aufhielt.

Er kam jetzt weiter nach außen und verschwand in einer dunklen Gasse, die nur wenige Schritte von Kaphoon und Rani entfernt war.

Die drei Freunde blieben ihm auf den Fersen.

»Manchmal entwickeln sich die Dinge genau so, wie man sie gern hätte«, freute Kaphoon sich. »Ein andermal ist es so, daß eine Pechsträhne nicht abreißen will…«

Sie mußten die besondere Situation in dieser Nacht, da die sieben Todesboten so »erfolgreich« ihre schreckliche Arbeit verrichteten, voll und ganz ausnutzen.

Die Todesreiter schwangen sich erneut in die Lüfte und entschwanden dem Blick der Monster und Menschen in Gigantopolis und einige auf dem großen Platz mit dem riesigen Vulkankegel lösten sich aus dem Verband der Monster und näherten sich den schmalen, engen Gassen, um ihre höhlenartigen Wohnungen aufzusuchen.

Die Eindringlinge hatten nicht mehr viel Zeit. Wenn sich die Gassen jetzt belebten, dann würde es schwierig.

Die halbmondförmigen Amulette und die Augen des schwarzen Manja, die sie mitgenommen hatten, würden einen gewissen Schutz sichern, aber wenn massierte Angriffe erfolgten, dann würde hier in der Stadt des Grauens wohl auch nicht mehr viel von ihnen übrig bleiben.

Doch was sie eingeleitet hatten, mußten sie auch zu Ende bringen. Nach Möglichkeit zu einem guten.

Auf Zehenspitzen liefen sie Björn Hellmark nach, der offensichtlich einen anderen Stadtteil aufsuchte, wo seine Unterkunft lag, wo sich möglicherweise auch Tantor und Apokalypta aufhielten. Man war hier nur auf Vermutungen angewiesen. Kaphoon wußte zwar viel über Gigantopolis – aber er wußte nicht alles.

Dieser erste Versuch, mehr darüber kennenzulernen, war bis zu diesem Augenblick gelungen. Was weiter daraus werden würde, blieb abzuwarten.

Da griffen sie an.

Kaphoon und Rani warfen sich auf Hellmark. Der war von dem Angriff so überrascht, daß er nicht mal mehr dazu kam, sein Schwert zu ziehen.

Mahay Rechte kam nach vorn. Er traf Björns Kinnspitze, und sein Freund kippte lautlos wie ein Sack in die Knie.

»Tut mir leid«, murmelte der Inder. »Aber manchmal muß man einem Menschen, den man gern hat, auch weh tun, um ihm zu helfen… ich übernehme ihn, Kaphoon. Er steht unter meinem ganz persönlichen Schutz. Das bin ich ihm schuldig.«

Damit warf der Koloß von Bhutan sich seinen Freund wie einen Sack über die Schultern und begann durch die dunkle Gasse zu rennen. Im gleichen Augenblick tauchten hinter ihnen die ersten Monster aus Gigantopolis auf.

Ein erschrecktes Piepen und aufgeregte Stimmen machten sich in derselben Sekunde bemerkbar.

Man hatte sie gesehen. Die Eindringlinge waren entdeckt.

Jetzt konnte nur noch schnelle Flucht helfen.

Rani lief zum Ende der Gasse und bog dann nach rechts ab, um den Weg wieder zurückzukommen, wo Carminia, Pepe und Jim, der Guuf,warteten.

Kaphoon und Arson blieben dicht hinter ihm. Aus allen Richtungen kamen nun die Monster. Manche waren so breit, so gewaltig, daß sie nicht durch die schmalen Straßen paßten und an der Seite stehen bleiben mußten, um anderen die Möglichkeit zu geben, die Verfolgung aufzunehmen.

Schlangengleiche Wesen mit verformten Menschenköpfen, echsenartige Tiere mit Schuppen und grotesken Auswüchsen waren ebenso hinter ihnen her wie gespenstig aussehende Figuren, die ein

Maler des Grauens nicht besser hätte auf die Leinwand bringen können.

Die Freunde kamen sich nun wahrhaftig vor wie in einen Alptraum versetzt.

Eine solch schauderhafte Wirklichkeit konnte sich niemand von ihnen vorstellen. Die Spukgestalten drangen von allen Seiten auf sie ein. Von einer Seitengasse löste sich aus dem Schatten eine hohe Gestalt, die über zwei lange, schlangengleiche Arme verfügte und die blitzschnell durch die Luft schob, ruckartig gegen Kaphoon vorstieß, um diesen zu Fall zu bringen.

Doch instinktiv hatte der »Sohn des Toten Gottes« die Gefahr erkannt.

Zischend kam sein Schwert in die Höhe.

Er durchbohrte den Angreifer, der sich in einer gelben, nach Schwefel riechenden Wolke auflöste und den ätzenden Gestank um sie herum noch verstärkte.

Und weiter ging es…

Rani erreichte das Ende der Gasse und brüllte Carminia, die weiter vorn wartete, einen Befehl zu.

Die Brasilianerin begann sofort zu laufen. Pepe und Jim rannten ihr voraus, auf Rani zu.

Den Weg zurück zum Tor, das sie offen gelassen hatten und in dessen Nähe sich ihre Reitpferde befanden.

Im Bruchteil von Sekunden hatten sich die Dinge zugespitzt, und nun kam es darauf an, das Beste für alle daraus zu machen.

Kaphoon und Arson konnten vier weitere Monster erlegen und erreichten dann das Tor, das Pepe mit parapsychischen Kraftströmen weit aufschwingen ließ, damit sie gleich ins Freie konnten. Dadurch gewannen sie wertvolle Sekunden.

Hunderte, Tausende von Ungeheuern wälzten sich durch die engen Gassen, und die ganze Stadt schien in diesen Sekunden zu unheimlichem, unwirklichem Leben zu erwachen.

Sie alle waren hinter ihnen her, aber ihr Weg führte sie nur bis zum Tor. Nicht weiter.

Erschöpft erreichten die Freunde die Senke hinter dem Hügel, warfen sich auf ihre Pferde und jagten davon.

Ihr Ziel war Kaphoons Versteck.

Unbehelligt kamen sie dort an.

Der Morgen graute, als Björn Hellmark, der auf Kaphoons Bett lag, zum ersten Mal die Augen aufschlug.

Anfangs begriff er nicht, wo er sich befand, und meinte, in einen Spiegel zu sehen, als er Kaphoon gegenüberstand.

Carminia war es, die Aufklärung brachte, und durch ihr geschicktes Verhalten und durch die gereinigte, harmonische

Atmosphäre in diesem Versteck schwand der Bann, den Apokalypta in Björn eingepflanzt hatte.

Wie ein Puzzlespiel setzte sich alles für ihn zusammen.

»Der Kreis schließt sich«, sagte er nach langer Zeit und vielem Zuhören. »Die Begegnung zwischen Kaphoon, der ich mal war, und mir zeigt, daß ein Punkt erreicht ist, wo wir alle lernen müssen, umzudenken und umzukehren. Jetzt weiß ich, warum es mich immer in die Vergangenheit zurückzog, weshalb ich immer etwas suchte, ohne es jedoch in Worte fassen zu können. Es war – Kaphoon, denn er weiß um die Ereignisse, die Rha-Ta-N'my und Molochos in die Wege geleitet haben.«

Kaphoon nickte. »Auch für mich schließt sich der Kreis. Ich werde die Gelegenheit nützen, dir diese drei kostbaren Manjaaugen zu überreichen, mit deren Besitz du Molochos bezwingen kannst. Doch nicht hier in dieser Zeit, sondern in der, in der dein Leben sich abspielt. Du wirst sie nötiger haben als ich, der seinen Aufenthalt hier beenden wird. Wir sind keine Feinde, sondern Freunde, obwohl Apokalypta uns gegeneinander aufhetzte. Sie weiß auch sehr gut warum. Unsere gemeinsame Begegnung wird ihr Ende bedeuten. Denn gemeinsam sind wir stärker als sie und die Armee der Schrecklichen, die sie um sich geschart hat. Dies ist unsere erste, bewußte Begegnung. Was ich weiß, sollst du wissen, und so wird es nicht mehr nur mühselig durch die Erinnerung getragen, sondern dir auf schnellstem Weg bewußt werden, um dich zu unterstützen bei dem Kampf, den ich nicht beenden, den du jedoch zum Abschluß bringen mußt…«

Vom Plateau vor dem Wasserfall aus konnten sie weit ins Tal sehen, wo Gigantopolis unter der aufgehenden Sonne lag.

Die Stadt wirkte unter dem roten Licht der sich hinter dem Horizont erhebenden Sonne wie eine groteske, phantastische Festung, die Angst, Grauen und ein großes Geheimnis barg.

Alles dort drüben war still. Unheimlich still!

War es die Ruhe vor dem neuen Sturm?

Alle, die hier oben in Kaphoons Versteck versammelt waren, wußten, daß der Gang nach Gigantopolis keine Episode gewesen war. Mindestens ein weiterer mußte sich anschließen.

»Denn – «, ließ Kaphoon sich vernehmen, »die sieben schwarzen Todesboten der Apokalypta sind nur in der Stadt selbst zu vernichten. Gigantopolis besteht aus sieben Teilen und ist wie ein Puzzlespiel zusammengesetzt. Es gibt sieben solcher riesigen Plätze, wo die Monster sich versammeln, wo aus dem Tod neues, dämonisches Leben wird, das keinen Geist und keine Seele besitzt…«

»Wir werden sie besiegen! Ich habe große Zuversicht, Kaphoon«, nickte Hellmark. Er war wieder ganz der alte.

»Wenn Apokalypta ihr Ziel nicht erreicht, wird dies auch die anderen zurückwerfen. Und das wiederum kann zur Folge haben, daß der magische Kreis im Palast deines – ›unseres‹ Vaters«, verbesserte er sich, »wieder so wirkt, wie Carminia es erwartet und wie es für uns alle das Beste ist…«

Sie wußten, daß sie schon bald wieder dort drüben in Gigantopolis sein würden, um die Dinge zu tun, die getan werden mußten.

*

Auch auf der Erde graute der Morgen. Und für viele Menschen begann im wahrsten Sinn des Wortes ein grauenvoller Tag…

Die Leute von der Conettifarm waren bekannt dafür, daß sie pünktlich an der Milchablieferungsstelle waren, die einen zentralen Platz zwischen den umliegenden Farmen einnahm.

»Was ist denn da los? Wieso ist Tony noch nicht da?« wunderte sich einer der Männer.

Sie versuchten Conetti telefonisch zu erreichen.

Niemand hob dort ab.

Das brachte den Stein ins Rollert.

Jemand fuhr zur Farm und kam zwei Stunden später schweißgebadet und mit Entsetzen in den Augen zurück.

»Da drüben… gibt es… keine Menschen mehr…«, entfuhr es dem Mann. »Ich habe auf dem Boden… viel Blut… gesehen. Das Haus ist vollkommen… zerstört…«

Sheriff und Polizei kamen.

Man fand es genau so, wie der Mann entdeckt hatte. Spuren wurden gesichert, zahllose Fotos geschossen, und dann fand man auch den ausgebrannten Wagen, in dem die Conettis geflohen waren.

Untersuchungen ergaben, daß sich im Fahrzeug Donovan, Liza und Jennifer Conetti befunden hatten.

Etwas Rätselhaftes war passiert. Die Polizei kam mit ihren Recherchen nicht weiter.

In allen Zeitungen wurde das ungewöhnliche Schicksal der Conettis einen Tag später berichtet. In einem Wochenmagazin, das eine Auflagenhöhe von 16 Millionen hatte, wurde der »Fall Conetti« sogar Gegenstand einer Serie, in der unheimliche Kriminalfälle abgehandelt wurden.

Der sehr geschickt und aufmerksam recherchierende Reporter kam zu dem Schluß, daß es für den Fall Conetti tatsächlich keine »normale« Lösung geben könne…

Aber wie die »unnormale« Lösung aussah – das wußte ebenfalls kein Mensch.

Es gab trotz allem viele Möglichkeiten, die Dinge zu klären. Aber

im Fall »Conetti« kam man nicht recht weiter. Jedenfalls nicht hier in dieser Dimension, in dieser Zeit…

Niemand ahnte in dieser Minute, daß andere Menschen sich bemühten, dem Grauen Einhalt zu gebieten.

Diese Menschen aber hielten sich in der Vergangenheit der Erde auf.

Es waren Björn Hellmark und seine Freunde.

ENDE